

Werk

Titel: Magazin der neuern französischen Literatur; Magazin der neuern französischen Literatur

Verlag: Breitkopf

Kollektion: Rezensionsschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN556507851_0001

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851_0001

LOG Id: LOG_0073

LOG Titel: Magazin der neuern französischen Litteratur : Viertes Stück

LOG Typ: periodical_issue

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN556507851

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556507851>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556507851>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Magazin

der

neuern französischen Litteratur.

Herausgegeben

von

Wilhelm Gottlieb Becker.



Viertes Stück.

Leipzig,

bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

1780.



Inhalt.

I. Auszüge.

- I. **A**necdotes pour servir à la vie de J. J. Rousseau.
Suite du Supplement à ses Oeuvres. Amst. 1779. S. 289
- II. Geschichte der Schriften von den Genfer Streitigkeiten, seit dem Jahre 1779. S. 299
- III. Fortgesetzte Erklärung des Fragments von Sancho
iniquon &c. S. 318
- IV. Contes orientaux, ou les Recits du sage Caleb, par
Mlle. M***. Par. 1779. S. 349

II. Kurze Nachrichten.

1. Eloge de Suger, Abbé de St. Denys, Ministre d'Etat
&c. par M. l'Abbé Jumel. Par. 1779. S. 358
2. Eloge de J. J. Rousseau par M. D. L. C. Avocat.
Paris 1779. S. 359
3. Aux Manes de Voltaire. Par. S. 360
4. L'amour françois, Comedie en un Acte & en Vers,
par M. Rochon de Chabannes. Par. 1779. S. 362
5. Traité des Testamens, Codiciles, Donations à cause
de mort & autres dispositions de dernière Volonté
&c. par J. B. Furgole. Par. 1779. S. 364

Innhalt.

6. Marine Militaire, ou Recueil des differens Vaisseaux, qui servent à la Guerre &c. par Ozanne l'ainé. Par. 1779. S. 366
7. Abregé portatif de l'Histoire universelle, sacrée & profane pour l'instruction de la Jeunesse. Paris 1779. S. 367
8. Essai sur la plus grande perfection possible d'un Ouvrage quelconque par Sicard de Roberti. Avignon 1779. S. 368

III. Uebersetzungen.

1. Le Paradis perdu, Poème de Milton, traduit en vers françois, par M. Beaulton. - Paris 1779. S. 369
2. Histoire universelle composée en anglois par une Societé de gens de Lettres. Tome IX. Paris 1779. S. 375

IV. Anhang.

Schreiben an Herrn Professor de Saussure, über die Mittel, taub- und stummgeborenen Kindern die Sprache zu geben, von J. Louis Robillard. S. 376





Magazin

der

neuern französischen Litteratur.

Viertes Stück.

Auszüge.

I.

Anecdotes pour servir à la vie de J. J. Rousseau.
Suite du Supplement à ses œuvres. à Am-
sterdam 1779.

Diese Brochüre enthält erstlich eine sehr kurze Er-
zählung von dem Tode dieses großen Mannes,
aber sie sagt uns nicht mehr, als die öffentlichen
Blätter davon gesagt haben, das einzige ausgenommen,
daß sie uns einen Brief von dem Jahre 1777 im Aus-
zuge liefert, welchen ich meinen Lesern alsdenn mitthei-
len will. 2) Rousseaus Meinung über die griechische
Tragödie, ein Aufsatz, den ich seiner Kürze wegen eben-
falls hier aufnehmen werde. 3) Die Vorrede zu seinen
Memoiren, welche das Publikum bereits aus Journalen
und öffentlichen Blättern kennt. 4) Ein Brief von
M. S. L. 80. 2 Dorat

Dorat an eine Dame, als er Rousseaus Vorlesungen seiner Memoiren beygewohnt hatte. 5) Empfindungen der Dankbarkeit einer Mutter an Rousseau's Schatten gerichtet. Die Empfindungen dieser vortreflichen Mutter sollen meine Leser auch kennen lernen. 6) Kritische Betrachtungen über J. J. Rousseau und seine Werke, aus dem Mercure de France 5. Okt. 1778. Ein Mann, der so weit unter Rousseau, in jedem Betracht so weit unter ihm ist, hätte sich nicht sollen einfallen lassen, seine Betrachtungen über ihn mitzutheilen. Aber man würde schweigen, wenn sie wenigstens gut gemeint und billig wären: allein da sie das nicht sind, so konnte sich einer von Rousseaus Freunden nicht enthalten, 7) einen Brief an de la Harpe über diesen Artikel zu schreiben, der zwar keine Widerlegung ist, aber ihm doch seine Unbilligkeit und Indiscretion unter die Nase reibt. 8) Fünf interessante Briefe, nemlich drey von einer Gräfinn, welche den großen Rousseau zu sehen wünschte, aber von ihm in zween Briefen abschlägliche Antwort bekam. 9) Ein Brief von Rousseau an einen jungen Menschen, welcher sich in Montmorency niederlassen wollte, um seines Unterrichts zu genießen. 10) Brief eines Ungenannten an Rousseau, worinn er ihm auf die edelste Art ein kleines Landhaus unweit dem seinigen anbietet, wo er alle mögliche Bequemlichkeiten genießen sollte, ohne von ihm oder andern gestört zu werden.

Auszug aus einem Schreiben, von Rousseau, 1777,
im Februar.

Meine Frau liegt schon seit langer Zeit an einer Krankheit danieder, und die Verschlimmerung ihres Uebels, die sie außer Stand setzt, ihrer kleinen Wirthschaft zu pflegen, macht ihr die Verpflegung anderer selbst nothwendig, wenn sie genöthiget ist, das Bette zu hüten. Ich habe sie bisher in allen ihren Krankheiten

genaw.

gewartet und gepflegt; mein Alter erlaubt mir nicht mehr, ihr diesen Dienst zu leisten. Uebrigens versteht sich unsere Haushaltung, so klein sie auch ist, nicht ganz allein; man muß sich außerhalb mit Sachen versorgen, die zum Unterhalt nothwendig sind, und sie zubereiten; man muß das Haus reinlich halten *). Da ich alle diese Geschäfte nicht allein besorgen konnte, so bin ich gezwungen worden, einen Versuch zu machen, ob ich meiner Frau eine Magd halten könnte, die für das alles sorgte. Eine zehnmonatliche Erfahrung hat mir bewiesen, wie unzulänglich diese Hülfe in einer Lage wie die unsrige ist, und mit was für unvermeidlichen und unausstehlichen Verdrüßlichkeiten sie verknüpft ist. Weil wir nun durch unsere Umstände genöthiget sind, allein mit einander zu leben, und uns doch außer Stand befinden, die Bedienung anderer zu entbehren, so bleibt uns, die wir siech und von jedermann verlassen sind, nur ein einziges Mittel übrig, unsere alten Tage hinzustricken: dieses wäre, wenn wir irgend eine Freystatt finden möchten, wo wir auf unsere Kosten seyn könnten, aber frey von einer Arbeit, die unsere Kräfte übersteigt, und von Kleinigkeiten und Geschäften, zu welchen wir nicht mehr tüchtig sind. Uebrigens mag man mich behandeln, wie man will, man mag mich in einem klostermäßigen Bezirk einsperren, oder mir eine scheinbare Freyheit lassen, man mag mich in ein Spital sperren oder in eine Wüste setzen, zu sanften oder harten, zu falschen oder freymüthigen Leuten, (wenn es von der letztern Art noch giebt,) ich bin mit allem zufrieden, wenn man nur meiner Frau die nöthige Verpflegung schafft, die ihr Zustand erfordert;

§ 2

*) Hier stand als Note geschrieben: Meine unbegreifliche Lage, wovon niemand einen Begriff hat, selbst die nicht einmal, so mich hinein versetzt haben, zwingt mich, so ins Umständliche hineinzugehen.

dert, und mir bis ans Ende meiner Tage ein Obdach, eine simple Kleidung und eine mäßige Nahrung giebt, ohne daß ich verbunden wäre, mich in etwas mehr zu mischen. Wir wollen dafür geben, was wir an Geld, an Effecten und an Renten haben, und ich darf hoffen, daß das in den Provinzen, wo die Lebensmittel wohlfeil, und in Häusern, die zu diesem Gebrauch bestimmt sind, und wo man weiß, wie man sich in der Wirthschaft hilft, zureichen werde, besonders da ich mich von Herren gern einer meiner Mitteln angemessenen Lebensart unterwerfe.“

Rousseau's Meynung über die griechische Tragödie.

Was den Rhythmus anbetrifft, worinn die größte Gewalt der Musik besteht, so erfordert es eine große Kunst, ihn in der Vokalmusik glücklich zu behandeln. Ich habe gesagt, und ich glaube es, daß die griechischen Tragödien wahre Opern waren. Die griechische Sprache, welche wahrscheinlich die harmonischste und musikalischste ist, hatte an sich selbst einen melodischen Accent; man brauchte nur noch den Rhythmus damit zu verbinden, um die Deklamation musikalisch zu machen; also waren nicht nur die Tragödien, sondern alle Poesien nothwendig gesungen. Die Dichter sagten beim Anfang ihrer Gedichte mit Recht: ich singe, eine Formel, welche die unsrigen sehr lächerlich beybehalten haben; da aber unsere neuern Sprachen, die von barbarischen Völkern abstammen, von Natur nicht musikalisch sind, nicht einmal die italienische, so muß man, wenn man sie der Musik anpassen will, sehr vorsichtig seyn, diese Vereinigung erträglich, und sie in der nachahmenden Musik natürlich genug zu machen, um auf dem Theater Täuschung zu bewirken: aber man mag sich auch dabey nehmen wie man will, so wird man es doch nie so weit bringen, den

Zuhör-

Zuhörer zu überzeugen, daß der Gesang, den er hört, nur Sprache ist; und wenn man es auch so weit bringen könnte, so geschähe es auf keine andere Art, als durch Erhöhung und Verstärkung einer der größten Potenzen der Musik, des musikalischen Rhythmus, der für uns vom poetischen Rhythmus sehr verschieden ist, und der nur sehr selten und sehr unvollkommen mit ihm verbunden werden kann. — Man würde ein großes und schönes Problem auflösen, wenn man bestimmte, in wie weit man die Sprache singend und die Musik sprechend machen könne. Von einer guten Auflösung dieses Problems hängt die ganze Theorie der dramatischen Musik ab. Der Instinct allein hat die Italiener über diesen Punkt in der Ausführung so weit gebracht als es möglich war, und die ungeheuern Fehler ihrer Opern rühren nicht von schlechter Art von Musik, sondern von schlechter Applikation einer guten Art her.

Empfindungen der Dankbarkeit einer Mutter, an Rousseau's Schatten gerichtet.

Sollte sich nicht auch unter den glänzenden Opfern, welche die Talente dem großen Manne gebracht haben, der nicht mehr ist, eine natürliche und aufrichtige Stimme erheben dürfen, ohne sein Andenken zu beleidigen? und müßte man darum, weil man von der Natur kein großes Genie erlangt hat, womit sie die Wohlthäter der Menschheit beschenkt, dem sanften Ausdruck der Erkenntlichkeit, die sie uns eingefloßt haben, sein Herz verschließen? Nein, von dir, liebenswürdiger Schatten Rousseau's, darf ich diese stolze Verachtung nicht fürchten; das unschuldige Opfer eines Kindes hätte deiner reinen und fühlbaren Seele wohlgefallen. Du wirst einen schwachen Tribut nicht verschmähen, den ich dir aus so vielen Absichten schuldig bin, und den ich dir mit so vielem Vergnügen darbringe. Du hast meinen Geist aufgeklärt,

klärt, indem du mein Herz erwärmtest; du hast mir den fast unsichtbar gewordenen Weg gezeigt, der mich der Natur näher bringen sollte; deine wohlthätige Hand hat ihn mit Blumen besäet, und du hast mich auf der Bahn des Vergnügens zur Pflicht geleitet.

Ach! ich kann mich nicht mehr ohne Schmerz der Zeiten erinnern, wo eine Mutter die liebsten Empfindungen ihrer Seele gleichsam auszuziehen schien. Das Entzücken, welches sie fühlte, die Frucht ihrer Zärtlichkeit an ihre Brust zu drücken, ihre Augen, welche die Natur mit Thränen erfüllten, um dadurch anzuzeigen, wie sehr es ihren Absichten zuwider sey, den Liebling ihres Herzens von sich zu lassen, alles verbot ihr vergebens, das Kind aus ihren Armen fliehen zu lassen, dem sie das Leben gegeben hatte. Welches ist demnach diese barbarische Macht, die uns bewegt, wider unser eignes Interesse zu handeln, die zärtlichsten Gesinnungen zu ersticken, um grausame Beispiele zu befolgen, von welchen wir nichts als Gewissensbisse einzuernsten haben? Ist es wohl wahr, daß eine Mutter, abgeschreckt von einiger unbeträchtlichen Mühe, der sie sich unterziehen mußte, hat entschließen können, ihre Kinder gierigen Lohnamen zu überlassen, deren Seele schon durch den Preis verdorben ist, den sie auf ihre unschätzbaren Bemühungen setzen? Ist es möglich, daß sie sich die Frucht ihrer zärtlichen Liebe nie sollte vorgestellt haben, wie es die Härte einer rohen Frau erdulden müsse, welche, unempfindlich bey ihren Thränen, taub gegen ihr klägliches Geschrey, ihr keine unsterwillige Hülfe reicht, als bis sie des langen Geschreyes müde ist; welche die Uebel für nichts rechnet, die, ohne dem armen Kinde das Leben zu rauben, es ihm unerträglich machen, welche von Kränklichkeit und Sickness keine Verantwortung zu haben glaubt, von welchen es in späterm Alter überfallen werden kann, wenn es ihr aus den Augen ist, und sie ver-

vergesen hat, daß es einmal von ihrem eignen Wesen ernährt ward.

Arme Kinder! wie unglücklich war euer Schicksal bevor ihr einen Vertheidiger gefunden hattet! Aber die Natur hat als eine zärtliche Mutter nicht länger dulden können, daß alle ihre Wohlthaten unnütz blieben: sie hat sich bemüht, mit ihren kostbarsten Gaben einen Mann auszurüsten, der uns ihre Verweise und ihre Befehle hinterbringen könnte; ihre Stimme ist endlich in unsere Herzen gedrungen; sie hat Gnade verlangt für das unschuldige Kind, welches wir in unserm Schooß tragen; die mütterliche Zärtlichkeit ist bey ihren gerechten Klagen erwacht; sie hat ihre Schätze geöffnet, und, erstaunt über ihre Reichthümer, hat sie das Bedürfniß gefühlt, sie zu genießen. Das bloße Daseyn geben, ist für eine Mutter zu wenig geworden. Dadurch, daß sie ihr Kind säugt, will sie ihm den ersten Beweis geben, daß ihm seine Tage werden theurer werden als die ihrigen. Sie nimmt es in ihre Arme, ihre Augen sind nur auf dasselbe geheftet, um es nie zu verlassen, sie macht sich zum Vergnügen, seine Wünsche zu errathen, und giebt ihm, was ihr die Natur zur Erhaltung seiner Tage anvertraut hat.

Wenn seine ersten Bedürfnisse befriediget sind, so wirft sie noch rührendere Blicke darauf, sie zittert nicht mehr sich auf eine andere Art von ihm getrennt zu sehen, als durch die unmenschliche Harze; denn was hätte sie ohne diese zu fürchten? Es scheint, als wenn ihr in diesen herrlichen Augenblicken ihre Sinne nur gegeben wären, um über ihr Werk zu wachen.

Fern sind auf immer von ihr jene grausamen Bande, welche den Kindern den freyen Gebrauch ihrer zunehmenden Seelenkräfte rauben, ihre Entwicklung und Wirksamkeit aufhalten, und, von ihrem Eintritt in die

Welt an, auf die Zerstörung aller derer Vortheile losarbeiten, welche ihnen dasselbe theuer machen sollten.

Welch ein weit reizenderes Schauspiel für sie, so zu sehen, wie sie sich allen Regungen überlassen, die ihnen die Natur vorschreibt, auf ihrer Stirne eine süße Freude zu lesen, welche sich über alle diejenigen verbreitet, die sie beobachten. Ihre Bewegungen haben die Annehmlichkeiten wieder gefunden, die sie verloren hatten. Die Munterkeit ist auf ihrem Gesichte gemalt. Die Freymüthigkeit, die Tochter der Freyheit, strahlt aus allen ihren Zügen. Ihre Liebkosungen, ihre Sprache, alles kündigt eine glückliche Disposition ihrer Organen an. Welch ein Vergnügen, wenn man sie in Spielen ihre Biegsamkeit und Geschmeidigkeit zeigen sieht! Es scheint, als wollten sie sagen: Wir haben gesiegt; und unsere Vergnügen seyen Rousseau'n gewidmet; es sind Feste zu Ehren seines Andenkens.

O zärtlicher und großmüthiger Befreyer dieses kleinen Volks, du, der du ihm seine Ketten zerbrochen, es herausgeführt hast aus der Sklaverey in einen glücklichen Zustand der Freyheit; mit ihm komme ich, dir diesen Tribut der Erkenntlichkeit darzubringen; aus seinen reinen Händen will ich dir Weihrauch anzünden auf deinem Grabe, und es mit Blumen bestreuen!

Wenn alles, was die schöne Natur verunstaltet, was die Empfindungen des Mitleids und der Zärtlichkeit ersticht, aus den künftigen Geschlechtern hinführo verbannt ist; wenn in den Familien eine nähere Vereinigung Statt findet; wenn die Kinder diejenigen mehr lieben, denen sie mehr als das Leben schuldig sind; wenn die Verbindungen durch das Schauspiel einer Mutter, die von ihren Kindern umgeben ist, angenehmer werden, so bist du es, Rousseau, dem die Menschheit alle diese Wohlthaten zu verdanken hat.

Brief

Brief von Rousseau an einen jungen Menschen, der sich zu Montmorency niederlassen wollte, um seines Unterrichts zu genießen.

Sie wissen nicht, mein Herr, daß sie an einen armen, mit Uebeln überhäuft und überdieß sehr beschäftigten Mann schreiben, der nicht viel im Stande ist, ihnen zu antworten, und es noch weniger wäre, den Gesellschaftsvertrag mit Ihnen einzugehen, den sie ihm vorschlagen. Sie erweisen mir eine Ehre, wenn sie glauben, daß ich ihnen dadurch nützlich seyn könnte, und der Bewegungsgrund, der diesen Wunsch in Ihnen erzeugt hat, ist lobenswürdig: aber, diesem Bewegungsgrunde nach, sehe ichs gar nicht für nothwendig an, daß sie nach Montmorency kommen und hier wohnen wollen. Sie haben nicht nöthig, die Grundsätze der Moral so weit zu suchen. Gehen sie in ihr Herz hinein, und sie werden sie finden: ich könnte ihnen hierüber nichts sagen, was ihnen ihr Gewissen, wenn sie es zu Rathe ziehen wollen, nicht besser sagen könnte. Die Tugend ist keine Wissenschaft, die sich mit so viel Zubereitung erlernt; um tugendhaft zu seyn, ist es schon genug, daß man es zu seyn wünsche; und wenn sie diesen Wunsch haben, so geht alles gut; ihr Glück ist entschieden. Wenn es mir zufäme ihnen zu rathen, so wäre der erste Rath, den ich ihnen gäbe, dieser: überlassen sie sich nicht dem Geschmack, den sie, wie sie sagen, für das contemplative Leben haben, und der nichts ist als eine Trägheit der Seele, die in jedem Alter, besonders in dem ihrigen, verdammenwürdig ist. Der Mensch ist nicht gemacht zum Nachsinnen, sondern zum Handeln; das arbeitssame Leben, das Gott uns auferlegt, hat lauter Annehmlichkeit für das Herz des rechtschaffenen Mannes, der sich ihr in der Absicht seine Pflicht zu erfüllen ergiebt, und die Stärke der Jugend ist ihnen nicht gegeben wor-

den, sie mit müßigen Betrachtungen zu verderben. Arbeiten sie also in dem Stande, worinn sie ihre Eltern und die Vorsehung gesetzt haben. Dieses ist das erste Gebot der Tugend, die sie befolgen wollen; und wenn ihnen der Aufenthalt in Paris, verbunden mit der Stelle, die sie bekleiden, nicht wohl mit ihr zu vereinigen scheint, so thun sie besser, sie kehren in ihre Provinz zurück, leben in dem Schooß ihrer Familie, warten und pflegen ihre tugendhaften Eltern, da werden sie wahrhaftig die Pflichten erfüllen, welche ihnen die Tugend auflegt; es ist leichter in der Provinz ein hartes Leben zu ertragen, als in Paris das Glück zu verfolgen, zumal wenn man weiß, wie es ihnen ganz gewiß bekannt seyn wird, daß die unwürdigsten Schliche daselbst mehr arme als reiche Schurken machen. Sie müssen es für kein Unglück halten, wie ihr Herr Vater zu leben; und es giebt kein Schicksal, welches Arbeit, Wachsamkeit, Unschuld, und Zufriedenheit mit sich selbst, nicht erträglich machen, wenn man sich ihm, in der Absicht seine Pflicht zu erfüllen, unterwirft. Dieß, mein Herr, ist ein Rath, der mehr werth ist, als alles, was sie in Montmorency lernen könnten. Vielleicht ist er nicht nach ihrem Geschmack, und ich fürchte, sie werden ihn nicht befolgen; aber ich bin überzeugt, daß sie es einst bereuen werden. Ich wünsche ihnen ein Schicksal, das sie niemals nöthige, sich dessen zu erinnern. Leben sie wohl.



II.

Geschichte der Schriften von den Genfer Streitigkeiten, seit dem Jahre 1779. *)

Kein Begehren eines freyen Volks war jemals billiger, natürlicher und rühmlicher, als daß man alle Gesetze, unter welchen es zu leben bestimmt ist, in ein allgemeines Gesetzbuch zusammen tragen möchte. Schon seit Anfang dieses Jahrhunderts thaten die Citoyens und Bourgeois **) von Genf diese Forderung an ihre Obrig-

*) Es sind über diese Streitigkeiten eine Menge Schriften zum Vorschein gekommen, deren Inhalt in diesem Aufsatz enthalten ist, und noch täglich erscheinen neue, weil sie noch nicht bengelegt sind. Schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts schwebt der Geist der Unruhe und der Zwietracht über dieser Republik. Seit 1707, da das Blut der Le maitre und Fatio floß, schien dieses Blut immer um Rache zu schreyen. Beweise hievon sind die Aufstürze von 1734, 1737 und 1738, deren Stifter Micheli du Crest war, wo die Bürgerschaft, ihre Gründe mit desto größern Nachdruck zu unterstützen, zweymal zu den Waffen griff, und mitten in der Stadt dem Senat und der Garnison ein Treffen lieferte. Man sehe Histoire de Geneve par Berenger Tom. 3 und 4. Neue Gährungen entstanden 1765 bis 68, bey Anlaß des Urtheils über Rousseau's Emil, der Rechtsfrage über die Gefangennehmung der Bürger, der Verweigerung, Syndics zu erwählen, u. s. w. Man sehe Recueil des pieces concernant la demande de la garantie de Sa Majesté Chretienne & des louables Cantons de Zürich & de Berne, faite par le petit-conseil de la Republique de Geneve contre les Citoyens & Bourgeois, Représentans de la dite ville. Londres 1767.

**) Die Genfer sind vielleicht die einzige Nation in Europa, die zwischen den Citoyens und Bourgeois einen wesentlichen Unterschied machen. Citoyens werden diejenigen genannt,

Obrigkeit, aber ohne Erfolg. Erst 1738 gelang es ihnen, daß in die Verordnung der Mediation von Seiten der Krone Frankreichs, und den beiden Cantonen Zürich und Bern, folgender Artikel eingerückt wurde, welcher die damaligen Unruhen beylegte. Es ist der zwoen und vierzigste in dieser Verordnung, und heißt: „Damit ein jeder die Staatsgesetze kenne, und sich ihnen mit mehrerer Folgsamkeit unterwerfe, soll, sobald als möglich, ein allgemeines Gesetzbuch abgefaßt und in Druck gegeben werden, welches alle Staatsgesetze und Polizeyverordnungen enthalten soll.“ Dieser Befehl ist deutlich und bestimmt: gleichwohl wurde er nicht vollzogen. Nach dreßsig Jahren eitler Erwartung und vergeblicher Klagen begehrten die Citoyens und Bourgeois den 10ten May 1776 diese Sammlung noch dringender. Man antwortete ihnen gegen den klaren Inhalt dieses Artikels, man bedürfe keiner eigentlichen Sammlung, sondern nur einer Revision ihrer Staatsgesetze (Edits) und Verordnungen (Reglemens) welche, wenn man sie so abfaßte, wie sie vollzogen werden sollten, die Gebräuche (usages) ausübe, die ihnen zuwider liefen *).

Die

genannt, so daß Bürgerrecht von Vater auf Sohn ererbt haben: diese können zu den höchsten Ehrenstellen des Staats gelangen. Bourgeois werden genent die Natifs und die Fremden, so daß Bürgerrecht erkauft haben: diese können zwar den Zutritt in den großen Rath erlangen, aber nicht in den kleinen Rath, und sind aller höhern Stellen im Staat unfähig. Uebrigens aber gemessen sie im Conseil general oder in der Versammlung des Volks mit den Citoyens gleicher Vorrechte und Freyheiten.

*) Man setzt voraus, daß man hier in etwas die Verfassung dieser Republik kennt. Edits, sind Staatsgesetze die vom Conseil general oder vom ganzen Volke gemacht werden. Reglements, minder bedeutende Gesetze, als Poli-

Die Citoyens und Bourgeois bestritten die Nußbarkeit dieser Revision nicht; allein die Langsamkeit, mit der beyde Rathscollegien bisher dabey zu Werke giengen, und der fehlerhafte Plan, den sie einschlugen, waren nicht geschickt, jene zu Entfagung ihres Begehrens der in dem zwey und vierzigsten Artikel vorgeschriebenen Sammlung zu bewegen. Ueberdieß war diese Sammlung unentbehrlich nöthig, um über die Nothwendigkeit einer Revision, und über die Art, wie sie vorgenommen werden sollte, gründlich urtheilen zu können. Den 30. September überbrachten die Bürger dem Rathe eine neue Vorstellung, in welcher sie ihm diese Betrachtungen eröffneten. Die Antwort, so sie darauf erhielten, war, wie die vorhergehende, verneinend; der Rath gieng sogar so weit, daß er erklärte, sein Widerstand wäre unerschütterlich. Bey dieser Lage der Sachen erforderte das Wohl des Friedens eine wechselseitige Näherung der Gemüther. Einige Citoyens schlugen daher im December 1776 eine Vermittlung vor. Hierüber wurden denn zwischen ihnen und einigen Gliedern des Rathes Unterhandlungen gepflogen. Der Gedanke einer Revision, welcher der Rath nicht entsagen wollte, ward zum Grunde gelegt, man schlug vor, diese Revision sollte von Männern aus allen Ständen des Staats vorgenommen werden, welche, so zu sagen, die Ideen und Absichten aller einzelnen Bürger vereinigten, und deswegen dem Werke zum voraus ein allgemeines Zutrauen erwerben würden. Aber dieser Entwurf wurde durch den Einfluß einiger Rathsglieder vereitelt: die Citoyens und Bourgeois sahen sich also genöthiget, sich ihres Wiedererwählungs-

Polizen- und andere Verordnungen, welche der kleine und große Rath allein verfertiget. Usages sind Gewohnheiten, nach welchen man in Ermangelung passender Gesetze bisher gehandelt hat.

lungsrechts (Droit de Réélection) *) zu bedienen. Dieß geschah im Jänner 1777. Einige Monate nachher ward der Entwurf, von dem wir eben geredet haben, wieder vorgenommen, aber unter einer andern Gestalt. Die beyden Rathskollegien, nemlich der kleine und große Rath, **) stengen an auch ihrerseits einzusehen, daß, wenn man die Bürgerschaft zu Einwilligung in eine Revision bewegen wolle, man auf eine Art dabey zu Werke gehen müsse, die fähig wäre ihr Zutrauen einzufloßen. In dieser Absicht ward nach verschiedenen Entwür-

*) Reelektion ist das Recht, so der Generalrath bey Beendigung der Streitigkeiten von 1768 erhalten hat, jährlich vier Rathsglieder des kleinen Raths der Fünfundzwanzig mit Mehrheit der Stimmen zu verwerfen, für welche der große Rath, wenn die Wählererwählung beschlossen ist, vier andere aus seiner Mitte vorschlägt.

**) Der kleine Rath (Petit-Conseil) besteht aus 24 Gliedern, und aus den 4 Syndics mit Inbegriff des Justizlieutenants, des Seckelmelsters und zweyer Staatssekretairs. Er ist der täglich regierende Rath, der die executive Macht, und die gewöhnliche Staatsverwaltung hat; er wird aus dem großen Rath, oder dem Rath der Zweyhundert erwählt. Dieser Rath besteht eigentlich aus 250 Gliedern, worinn die Glieder des kleinen Raths mit enthalten sind; demungeachtet aber wird er, der Constitution zufolge, der Rath der Zweyhundert genennt. Dieses Collegium hat die Aufsicht über die ganze Staatsverwaltung; alles Wichtige muß ihm vom kleinen Rath vorgebracht werden, und er entscheidet darüber. Er ist aber nicht souverain, wie es sonst der große Rath in den übrigen Schweizerrepubliken mit mehr oder mindrer Einschränkung ist. Der souveraine Rath ist in Genf der Generalrath (le Conseil general). Er besteht aus den 4 Syndics, dem kleinen und großen Rathe, und allen Citoyens und Bourgeois, die das 25ste Jahr zurückgelegt haben. Bey ihm steht die gesetzgebende Gewalt, das Recht, Krieg, Frieden und Bündnisse zu schließen, Auflagen zu machen, den Festungsbau zu verändern u. s. f.

würfen, über welche die Citoyens und Bourgeois den 8. März in einer dritten Vorstellung ihre Gedanken aufseren, im May 1777 beschlossen, diese Revision sollte durch eine getheilte Commission, das ist, von einer gleichen Anzahl Personen von der negativen Parthey, und von der Parthey der Repräsentanten, die aber beyde aus dem kleinen und großen Rathe gezogen seyn sollten, vorgenommen werden: diese Commission sollte in drey engere Commissionen getheilt werden: sie sollte nach einer vorgeschriebenen Form, und nach bestimmten Grundsätzen zu Werke gehen: sie sollte dem Publikum ihr Werk in einzelnen Theilen mittheilen: sie sollte nach den Anmerkungen, die jedem Citoyen bezufügen frey stünden, ihre Arbeit dreyimal übersehen: und nur nach der dritten Bearbeitung sollte das ganze Werk zu einem Entwurf anwachsen, der den verschiedenen Ständen des Staats zur Untersuchung übergeben, und den verschiedenen Rathskollegien zur successiven Bestätigung vorgelegt werden sollte. Man war dabey so vorsichtig, daß man die Art und Weise sogar festsetzte, wie man die Mitglieder der Commission, die allenfalls abgehen möchten, wieder besetzen mußte. In dieser Rücksicht kam man mit einander überein, der erste Syndicus sollte nur nach einem vorläufigen Gutachten der Commission zum Vorschlag schreiten. Und um den Citoyens und Bourgeois alles Mistrauen gegen die Festsetzung dieser Maaßregeln zu benehmen, fügte man der Verordnung einen Artikel folgenden Inhalts bey: Es solle in dieser Verordnung keine Abänderung oder Erklärung vorgenommen werden, als auf Anhalten der Commission selbst. Noch mehr: um die Bürgerschaft über ihr gerechtes Begehren einer Sammlung aller Staatsgesetze und Verordnungen zu befriedigen, ward beschlossen, die eine dieser engern Commissionen (Comités) solle in allen Registern die verschiedenen Akten

Akten sowohl des Conseil Souverain, als auch der übrigen Rathskollegien nachschlagen und nachsuchen, und sie nicht bloß der ganzen Commission, sondern auch jedem Citoyen und Bourgeois, der sie zur Einsicht verlangen möchte, mittheilen. Nachdem alles auf diese Weise beschlossen war, wurden die Verordnungen des großen Raths, die Commission betreffend, und die Namen des Präsidenten und der zwanzig Mitglieder der Commission, denen die Revision aufgetragen war, auf Befehl der beiden Rathskollegien gedruckt, und jedem Citoyen und Bourgeois ausgetheilt; und zu gleicher Zeit übergab man ihnen auch das Gutachten eines Edicts oder Staatsgesetzes, das dem Conseil Souverain zur Sanction vorgelegt werden sollte. Dieses Staatsgesetz, das eine allgemeine Revision aller Edicte und Verordnungen befahl, das eine Zeit von zwey Jahren für diese Arbeit festsetzte, und verordnete, daß sie in globo der successiven Bestätigung des kleinen, großen und General-Raths vorgetragen werden sollte, ward beynah einmüthig angenommen, so allgemein war das Zutrauen auf die Einrichtung, welche dabey zum Bewegungsgrunde diente. Die Commission unternahm diese Arbeit unverzüglich: kaum aber war sie angefangen, so verließen sie sechs negative Mitglieder der Commission, bey Veranlassung einer Zwistigkeit, dergleichen man erwarten konnte. Diese Verlassung war um so viel außerordentlicher, da diese Zwistigkeit zum Wohlgefallen eben dieser sechs Mitglieder hätte beigelegt werden können, wenn man zur Sammlung der Stimmen geschritten hätte. Man bemühte sich vergebens ihren Entschluß zu überwinden: sie beharrten nicht nur darauf, sondern durch eine Folge der Absicht, die sie bey ihrer Trennung hatten, ward die Befetzung ihrer Stellen, auf welche nun der Schimpf ruhte, den diese Trennung auf die Commission zurückwarf, so sehr erschwert, daß man nur erst einige Monate nachher zu

ihrer Wiederbesetzung fortschreiten konnte. Mitten unter dieser großen Menge von Gegenständen mit denen man sich 1777, zur Zeit ebenerwähnter Vermittlung beschäftigt hatte, wird es niemanden befremdend scheinen, daß man in einigen Dingen, die man vielleicht sehr leicht hätte vorher sehen können, einige Vergessenheitsfehler begangen habe. Dieses begegnete vorzüglich in Ansehung des von dem Generalrathe festgesetzten Zeitraums. — Ungeachtet man aufs fleißigste arbeitete, so konnte doch die Commission vor-Verlauf der zwey Jahre weiter nichts zu Stande bringen, als daß sie ungefähr den dritten Theil ihrer Arbeit öffentlich bekannt machte, ungeachtet sie auch in den andern beyden Dritteln schon ziemlich weit fortgerückt war. Was die Untersuchungen und Nachforschungen anbetrifft, welche ihrer ganzen Arbeit hätten vorhergehen sollen, so konnte man nicht weiter zurückgehen, als bis ins Jahr 1722. — Als die Commissarien den Theil, den sie vollendet hatten, dem Publikum übergaben *), so erklärten sie im Eingange, weit entfernt ihn als ein fehlerfreyes Werk anzubieten, daß sie selbst fühlten, ihr Werk könne nicht anders als noch sehr unvollkommen seyn, sie erwarteten von den Einsichten ihrer Mitbürger die nöthige Unterstützung ihm die Vollkommenheit zu geben, daß er das Glück des Vaterlandes befördern könne. Ein auf eine so bescheidene Art angekündigtes Werk konnte wohl zu Anmerkungen, aber nicht zu Klagen, Anlaß geben. Die Generalität der Citoyens und Bourgeois beschäftigte sich also mit einer sorgfältigen Untersuchung desselben, und bemühte sich, die Anmerkungen, die sie darbey zu machen aufgefordert waren, ins Reine zu bringen. • Während dieser Beschäftigung überbrachten etwa

*) *Projet de Revision de l'Edit Politique, Livres I & II. approuvés par la noble Commission du Magnifique Conseil des Deux-Cent. à Genève 1779.*

zehn Citoyens und Bourgeois der engern Commission, die den Auftrag hatte, die Anmerkungen der Bürger abzunehmen, den 17ten Brachmonat 1779 eine kurze Neußerung *), in welcher sie, ohne einzelne Anmerkungen zu machen, ohne einige Verbesserung oder Abänderung zu begehren, eine entschiedene Misbilligung des neuen Entwurfs zu einem Gesetzbuch bezeugten, und sich begnügten, die politischen Grundsätze anzuzeigen, nach welchen ihrer Meinung nach die Commission hätte arbeiten sollen. Diese Neußerung war nur ein äußerst kurzer Auszug aus einem Memorial von 92 Foliosseiten, das am gleichen Tage, der gleichen engern Commission, von einigen Mitgliedern des Rathes des Zwenhundert von der negativen Parthey überbracht wurde, in welchem man den Entwurf dieses Gesetzbuchs beschuldigte, er werfe die ganze genferische Staatsverfassung über den Haufen, und eben diesen Entwurf von Artikel zu Artikel zergliederte und widerlegte. Ein Theil der Neußerung, sowohl als des Memorials, stützte sich insbesondere auf den Grundsatz, daß die Syndics, kleine und große Räthe so wesentliche und unzertrennliche Theile des Generalraths ausmachten, daß sie als wirkliche Stände des Staats, und nicht als bloße Citoyens und Bourgeois, dazu gehörten, und sogar Häupter davon wären: ein System, das die Repräsentanten ihrer Staatsverfassung so zuwiderlaufend hielten, daß ihnen solche Grundsätze bisher in einem freyen Staate ganz unerhört, und alle ihre Gesetze gänzlich zerstörend schienen. Den 5ten Jul. 1779, ein Tag, an welchem die periodische Versammlung des

*) An deren Spitze befand sich ein gewisser Marc Chappuis, gewesener Commissar der Repräsentanten in den Unruhen von 1763 bis 1768. Der Titel dieser Declaration ist: Declaration remise à noble Bonnet, Seigneur ancien Syndic, Membre de la Commission chargée de la Revision des Edits de la Republique par Marc Conrad Chappuis & quelques autres Citoyens ou Bourgeois, le 17 Juin 1779.

Raths der Zweyhunderte gehalten ward, wo jedes Mitglied das Recht hat, etwas vorzutragen, was es für das gemeine Beste gut hält, schlug jemand unter ihnen vor, das nemliche Memorial in Folio, das der Rath nicht einmal gelesen hatte, in das Protokoll des großen Raths einschreiben zu lassen. Beynahe neunzig Personen unterstützten diesen Vorschlag, gleichwohl blieb er unausgeführt, weil der kleine Rath, der das Recht hat, die Vorschläge, die im großen Rath gethan worden, zu untersuchen, es nicht erlauben zu dürfen glaubte. Einige andere Personen begehrt, daß dieses Memorial gedruckt und öffentlich ausgetheilt werden sollte, wie es mit der Aeußerung der Citoyens und Bourgeois geschehen war. Im ersten Augenblick des Enthusiasmus hatten die Verfasser dieser Schrift sie wirklich drucken lassen, allein nachher faßten sie den Entschluß, sie im Pulte unter dem Schlüssel zu verwahren. Gleichwohl haben die Bürger Abschriften davon in die Hände bekommen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, sie zu lesen und zu beurtheilen. Den 29ten Jun. erschien eine Schrift, betitelt: *Lettre aux auteurs de la Declaration remise à noble Bonnet, Seigneur ancien Syndic, le 17 Juin 1779. par quelques Citoyens & Bourgeois.* Diese Schrift ist von der Parthen der Repräsentanten, und scheint besonders aus der Feder eines Mitglieds der zur Verfertigung des Gesetzbuches niedergesetzten Commission geflossen zu seyn. Der Verfasser äußert darinn den Wunsch, daß obbemelte Declaration hätte unterdrückt werden mögen. Er rechtfertiget den neuen Entwurf des Gesetzbuchs mit sehr vielem Nachdruck, und beweiset die Nothwendigkeit desselben. Vorzüglich widerlegt er die Beschuldigung, daß die Gewalt des Syndics mehr ausgedehnt sey, als in den bisherigen Gesetzen. — Hierauf erschien: *A l'auteur de la Lettre aux Citoyens & Bourgeois, Porteurs de la Declaration remise à Monsieur l'ancien Syndic Bonnet, in*

30 Octavseiten: eine Widerlegung obbemeldeten Briefs. Vorzüglich greift sie die im Entwurf des Gesetzbuchs allzu ausgedehnte Gewalt des Syndics an, und wirft der Commission Neuerungssucht und allzu große Neigung zur Weitschweifigkeit vor. Diese Schrift ist weit schwächer, als die vorhergehende, beißender und plumper. Den 4ten Jul. erschien Lettre à l'auteur de la Reponse auf 16 Seiten. Diese Schrift scheint vom Verfasser des Lettre adressée aux Citoyens & Bourgeois herzu rühren, und sollte eine Widerlegung der zrenten Brochüre à l'auteur de la Lettre u. s. w. seyn, ist aber mehr eine beißende Spöterey gegen ihn. Er wirft diesem Verfasser insonderheit vor, daß er durch List und Verschlagenheit den Herrn Marc Conrad Chappuis und die Ueberbringer der Declaration mit der Parthey der Aristokraten habe verbrüdern wollen, da sie doch in den vorigen Genfer Unruhen unzwen deutige Beweise ihrer demokratischen Gesinnungen gegeben, und daß sie den Entwurf des neuen Gesetzbuchs nicht richtig genug erwogen haben, u. s. w. Das Uebrige ist mehr Kritik über den Styl der Schrift à l'Auteur de la Lettre aux Citoyens & Bourgeois, als Untersuchung der Sache. Den 27sten Jul. erschien eine Brochüre von 4 Bogen: Examen de la Declaration remise à noble Bonnet, Seigneur ancien Syndic, le 17 Juin 1779 par quelques Citoyens & Bourgeois, & de la Lettre qui leur a été adressée le 29e du même mois. Diese Schrift, die wahrscheinlich von den negativen Mitgliedern des Rathys der Zweyhunderte verfaßt ist, dient zum Handschlag mit Herrn Marc Chappuis und den Bürgern, die den 17sten Jun. dem Herrn Syndic Bonnet obbemeldete Declaration überbracht haben. Sie ist eine Verfechtung, Erweiterung und Berichtigung ihrer darin festgesetzten Grundsätze und Maximen, eine Widerlegung oberwähnter Lettre adressée aux Auteurs de la Declaration; mit

mit vielem Nachdruck greift sie den Entwurf des neuen Gesetzbuchs an, vorzüglich die Erklärung des Generalraths und seiner Souveränität, die eben so überflüssig und unrichtig genannt wird, und die darinn allzu ausgedehnte Gewalt des Syndics. Die Erklärung, daß die höchste Gewalt der Republik auf dem Generalrath beruhe, der aus Citoyens und Bourgeois bestehen solle, die das Alter von 25 Jahren zurück gelegt haben, welche auf die durch gegenwärtiges Gesetz bestimmte Weise zusammen berufen und präsidirt werden sollen, wird als eine gefährliche Neuerung ausgeschrien, die sich zu sehr der Staatsverfassung einer unumschränkten Demokratie nähere, da hingegen in allen vorhergehenden Gesetzen keine Erklärung des Generalraths und seiner Souveränität sey, und in allen Eingängen von Edicten Syndics, kleine und große Räte, Citoyens und Bourgeois als Hauptbestandtheile (parties integrantes) des Generalraths genannt werden. Diese ganze Schrift scheint eigentlich nichts anders als der Kern und Auszug des Memorials von 92 Foliosseiten von den negativen Mitgliedern des Raths der Zweyhundert zu seyn. Sie ist mit vieler Spitzfindigkeit geschrieben. — Den 4ten August erschien unter dem Namen des Marc Chappuis ein Octavblatt, worin er sich folgendermaßen erklärt. „Ich habe den Auftrag von den Citoyens und Bourgeois, welche die Declaration vom 17ten Jun. überbracht haben, den Verfassern der Untersuchung, die darüber angestellt worden, öffentlich zu danken: diese Schrift entwickelt die Gesinnungen und Grundsätze, die wir in unserer Declaration an den Tag gelegt haben. Wir haben es nicht für schicklich erachtet, auf die Zumuthungen zu antworten, die man uns unaufhörlich in anonymen Schriften macht, gegen den Schritt, zu welchem uns unsere Liebe fürs Vaterland bewegen. Wir brauchen weiter nichts zu sagen, als daß wir kein Stillschweigen über diesen Punkt heben

310 II. Geschichte der Schriften von den Genfer

beobachten können, da wir eidlich verpflichtet sind, den allgemeinen Wohlstand zu befördern.“ Den 10ten Augerschieneu Observations generales sur l'Examen de la Declaration remise à noble Bonnet u. s. w. in 25 Octavseiten: eine Widerlegung dieser Schrift von der Parthey der Repräsentanten, worinn der Verfasser mit den Verfassern der Untersuchung in vier Artikeln übereinstimmt: er wünscht mit ihnen, 1) daß die Gesetze klar und bestimmt seyen, daß eine vollkommene Uebereinstimmung unter ihnen herrsche, und daß die den Gesetzen zuwiderlaufenden Gebräuche abgeschafft werden; 2) daß die Commission die Quellen angezeigt hätte, woraus sie ihre Verordnungen gezogen habe; 3) daß man die allzu geringfügigen Gesetze unterdrückt hätte, besonders die, so die innere Polizei der beyden Rathscollegien betreffen, u. s. w.; 4) daß die Provisionalgewalt der Syndics nicht so ausgedehnt wäre. Uebrigens nimmt der Verfasser den ganzen Entwurf des Gesetzbuchs in Schutz; seine stärksten Beweise sind aus J. J. Rousseau's Schriften über den Nationalcharakter der Genfer und die genferische Staatsverfassung hergenommen. Ungeachtet des Tons der Mäßigung und der Kaltblütigkeit, der im Allgemeinen in dieser Schrift herrscht, wird er doch hie und da nicht selten beißend. Auf dieselbe erschien Riposte à l'auteur d'une Reponse anonyme &c. auf 8 Octavseiten. Der Verfasser ist von der Parthey der Repräsentanten. Diese Schrift berührt kaum die Oberfläche der im Wurf liegenden Hauptsache, und scheint eine bloße Personalsatire zu seyn. Der Ton, der darinn herrscht, verräth einen Verfasser aus der niedrigeren Klasse der Bürger, als die sind, so sich gewöhnlich in Genf mit Verfertigung der Memorialen beschäftigen; auch der Wis darinn ist sehr pöbelhaft, und riecht nicht selten nach der Handwerksbude.

Bei gegenwärtiger Lage der Sachen blieb der Commission nichts anders übrig, als vor dem 1sten Sept. 1779 vom

vom Generalrath eine Verlängerung des Termins zu begehren, weil der von dem Gesetz vom Jahr 1777 für die Vollendung der Revision bestimmte Termin verfloßen war. Der kleine Rath willigte am 20sten August in dieses Begehren, und legte dem Rathe der Zweyhundert ein Gutachten vor, worinn er, zufolge dessen, was 1777 beschloßen worden, eine Verlängerung von beynahе drittelhalb Jahren zu Fortsetzung dieser Arbeit bewilligte.

Nun nähern wir uns der unvermuthetsten aller Begebenheiten in dieser Geschichte. Ein so natürlicher, kluger und billiger Vorschlag hätte, wie uns scheint, von allen Ständen des Staats, die das Gesetz von 1777 gemacht hatten, angenommen werden sollen; denn war gleich die Arbeit, ungeachtet des unermüdeten Fleißes der Commission, noch nicht geendet, so blieb doch der Befehl, fortzuarbeiten, noch immer in seinen völligen Kräften, bis er von der Gewalt, die ihn ertheilt hatte, gesetzmäßig wieder aufgehoben war. Gleichwohl schlug die Mehrheit der Stimmen im großen Rathe, nämlich 105 gegen 45 diesen Vorschlag aus, und um eine so befremdende Verweigerung zu bemänteln, und zu rechtfertigen, thürmte man die bittersten Vorwürfe wider die Commission auf einander, die sich alle auf die Behauptungen gründeten, die im obenerwähnten Memorial von 92 Seiten aus einander gesetzt waren. Die vornehmsten waren: der Generalrath wäre nicht der einzige Souverän des genferischen Freystaats, wie im Entwurf des neuen Gesetzbuchs behauptet werde: die vier Syndics seyen nicht die einzigen Präsidenten desselben: der kleine und große Rath sey ein wesentlicher und unzertrennlicher Theil davon, und diese beyden Corps seyen die nothwendigen Präsidenten desselben: die Artikel der Mediation von 1738 sollten darinn buchstäblich und von Wort zu Wort beygehalten werden; die Gewalt der Syndics sey darinn zu weit ausgedehnt, die ganze Verfassung entstellt u. s. w. —

Die Ordnung der Berathschlagungen im Rathe der Zweyhundert selbst ward zerrüttet. Man begnügte sich nicht mehr, bloß das Gutachten des kleinen Raths, die Verlängerung des vom Gesetz bestimmten Termins betreffend, zu untersuchen; man fiel über den Entwurf des Gesetzbuchs selbst her, in dessen Untersuchung sich einzulassen, dessen Annahme oder Verwerfung zu entscheiden, dem Rathe der Zweyhundert, durch seine eigne Verordnung und durch ein Gesetz des Generalraths von 1777, verboten war, bis man ihm denselben in globo vorlegen konnte. Man hob die niedergesetzte Commission eigenmächtig auf ein Gegenstand, den der kleine Rath nicht vorher in Berathschlagung gezogen, und den er dem großen Rathe nicht vorgeschlagen hatte. Dieß war das Resultat dieser, wie man sagt, ziemlich tumultuarischen und einige Tage fortdauernden Rathsversammlung, nämlich vom 20sten August bis zum 3ten September.

Man wird sich die Bestürzung des größern Haufens der Bürger, bey der Nachricht einer so sonderbaren Verhandlung schildern können. Uns kömmt es hier nicht zu, den verborgenen Absichten und geheimen Triebfedern, die diesen strengen Entschluß bewirkt haben mögen, nachzuspüren. Gern wollen wir zur Ehre der genferischen Nation, die in der schweizerischen Geschichte eine so glänzende und meist edle Rolle gespielt hat, glauben, daß der Rath und die Bürger, die Negatifs und die Repräsentanten, als Söhne der gleichen Mutter, von reiner Vaterlandsliebe befeelt, und in dieselbe vereinigt zerfließend, keiner niedrigen Leidenschaft und Absicht bey einer für das Wohl des ganzen Staats so wichtigen Scene Gehör gegeben haben.

In der Mitte des Augusts erschien eine Brochüre von 16 Seiten, betitelt: *Les Préparatifs, ou premier*
Dia-

Dialogue entre X & Y, mit der Aufschrift: Honny soit qui mal y pense, unter dem Druckort Geneve. Die redenden Personen sind zween Negatifs des großen Raths: der eine ist ein politischer Lehrling, der andere ein, in den tiefsten Geheimnissen des Parthengeistes und der genferischen Staatsverfassung eingeweihter Geber. Das System, das letzterm in den Mund gelegt wird, ist beynah mehr als machiavellisch. Er gesteht seinem Schüler freymüthig, der Hauptzweck der Negatifs müsse seyn, diese ihnen so verhasste, zu Verfertigung des Gesetzbuchs niedergesetzte Commission aufzuheben, und nach und nach das höllische Schreckphantom der Réélection zu verbannen. Vierzehn Tage darauf erschien eine Brochüre, ebenfalls von 16 Seiten: Le triomphe, ou second dialogue entre X & Y, mit der Aufschrift vom Machiavell: Point de morale en politique; ebenfalls unter dem Druckorte Genf: eine Fortsetzung des Vorhergehenden, enthaltend eine umständlichere Ausdehnung des Plans der Negatifs, besonders einen Angriff auf die gesetzliche Souveränität des Generalkathes. Der Schüler macht eine Menge moralischer Einwürfe gegen die eigenmächtige und ungesetzmäßige Weise, wie der große Rath, die zu Verfertigung des Gesetzbuchs niedergesetzte Commission aufgehoben; über den Umdant, womit man die Mitglieder derselben für ihre weitläufige mühselige und langweilige Arbeit belohnt habe, u. s. w. Der Lehrer spottet des Blödsinns seines Schülers, belehrt ihn eines Bessern, und beweist ihm endlich, daß die Sittenlehre mit der Staatskunst nicht in der geringsten Verbindung stehe. — Den 8ten Herbstmonat erschien wieder eine Brochüre von 30 Seiten: Les aveux, ou troisieme dialogue entre X & Y, ebenfalls mit einer Aufschrift vom Machiavell: L'experience de ces temps-ci montre, qu'il n'est arrivé de faire des grandes choses qu'aux Princes, qui ont fait peu de cas de leur parole, wiederum unter

dem Druckort Geneve. Sie schildert die Bestürzung des Lehrers und Schülers über die von mehr als tausend Citoyens und Bourgeois denen Herren Syndics überbrachte unterthänige und ehrerbietige Vorstellung vom 7ten Herbstmonat, indem die Negatifs von ihren Spionen ganz zuverlässig vernommen hätten, daß der misvergnügten Bürger nicht mehr als fünf- bis höchstens sechshundert an der Zahl wären. Sie bedauern mit einander gar sehr, daß die Bürger bey dieser Vorstellung mit so vieler Ordnung, Anstand und Würde zu Werke gegangen wären, und ihrer Parthey nicht die geringste Gelegenheit gegeben hätten, über Frechheit, Ausgelassenheit, Gewaltthätigkeit und Aufruhr zu schreyen. „Nicht ein Schimpfname, nicht eine Pralerey, sagen sie mit Verdruß, ist ihnen entwischt.“ Hernach untersuchen sie mit einander in großer Vertraulichkeit die Ursachen dieser so unvernuthet großen Zahl von Bürgern der Gegenparthey, und finden sie endlich in ihrem ganz selbsteigenen Betragen, worauf denn eine allgemeine Beichte ihrer in dem ganzen Handel begangenen Fehlritte erfolgt, obgleich, besonders von Seiten des Lehrers, ohne den Vorsatz sich zu bessern. Alle diese drey Gespräche sind mit Anmuth, Wiß und Laune geschrieben, und nicht selten bitter, beifend und giftig: sie scheinen alle aus der nämlichen Feder geflossen zu seyn. Der Ton, der darinn herrscht, ist sehr simpel und popular; die Hauptabsicht scheint vorzüglich zu seyn, die Bürger von der negativen Parthey ihren Anführern durch Entlarbung ihrer gefährlichen Absichten abtrünnig zu machen. Der auffallendste und einleuchtendste Kunstgriff in diesen Gesprächen ist der bejändige Contrast der Sittlichkeit und Rechtschaffenheit mit den Maximien des Partheygeistes und der verschlagenen Politik der Negatifs. Ihre theils wahren, theils ihnen nur ben gemessenen Geheimnisse werden ganz entschleiert und aufgedeckt. Sehr viele von diesen Prochüren

hören wurden auch in den drey gewährleistenden Staaten (Frankreich, Zürich und Bern) ausgestreut, ohne Zweifel, um auch dort den Nebel von den Augen zu vertreiben, und auch sie für die als unterdrückt und leidend geschilderte Parthey des Volks einzunehmen.

Inzwischen war in Genf noch alles ziemlich ruhig und heiter geblieben: aber in der Ferne schienen sich einige leichte Gewitterwolken zusammenzuziehen. Auf einmal brach von einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hätte, ein mehr blendender als zündender Blitzstrahl aus. Der französische Minister, Comte de Vergennes, schrieb unterm 1sten September 1779 von Versailles an Herrn Gabard de Vaux, Stellvertreter des Residenten Seiner Allerchristl. Majestät bey dem genferischen Freystaate, folgenden Brief: „Ich habe Ihnen anbefohlen, sich keine Mühe dauern zu lassen, mir von allem, was dem König von dem Zustande, in welchem sich die Stadt Genf befindet, einen richtigen Begriff geben kann, genauen Bericht zu ertheilen. Obgleich Seine Majestät mit weit wichtigern Angelegenheiten beschäftigt ist, so hält sie sich gleichwohl verpflichtet, das Schicksal eines Staats, den Ihre Voreltern mit dem beständigen und wirksamsten Schutze beehrt haben, niemals aus dem Gesichte zu verlieren: Sie wünscht die vornehmsten Gegenstände der Zwistigkeiten, die bey Anlaß der Verfassung eines Gesetzbuchs entstanden sind, zu kennen, und zu wissen, bis zu welchem Punkt die Gemüther von der Liebe zur Neuheit sich können hinreißen lassen; und vorzüglich, ob der allgemeine Wunsch der Bürger dahin gehe, die im Jahr 1738 gewährleistete Staatsverfassung zu stürzen. Der Entwurf des Gesetzbuchs, der im Druck erschienen ist, schien es uns anzukündigen, da es nicht zu vermuthen ist, daß eine, zu einer solchen Arbeit ernannte Commission sich damit beladen haben würde, so wichtige Veränderungen vorzuschlagen, wenn sie nicht des Benfalls

316 II. Geschichte der Schriften von den Genfer

fast beynahe aller ihrer Bürger versichert wäre. Inzwischen vernehme ich, daß dieser Entwurf weit entfernt ist, alle Stimmen zu haben, und daß vorzüglich der Rath der Zweyhundert, den man als die Auswahl der Bürger ansehen kann, weil er überhaupt diejenigen in sich schließt, die ihre Glücksumstände am engsten mit dem Vaterlande verbinden, so wie ihre Einsichten sie am meisten in den Stand setzen, ihm zu dienen, sich sehr abgeneigt bezeigen, einen Plan anzunehmen, der in ihren Augen die Regierungsform, wofür der König und die Stände Zürich und Bern als Gewährleister haften, zu stürzen scheint. Seine Majestät der König hat keine Absicht, die ihn bewegen könnte, die Unabhängigkeit der Republik anzugreifen; allein er hat Pflichten auf sich, für ihre Ruhe zu wachen, und würde er auch durch keine Verbindlichkeit dazu angetrieben, so würden es ihm die Nachbarschaft, und die unter seinen Unterthanen und den Genfer Bürgern nothwendigen Verhältnisse zur Pflicht machen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Parthengeist, der desto gefährlicher ist, je weniger aufgeklärte Köpfe er in Gährung bringt, die Bürgerschaft von Genf zu eben so unglücklichen als strafbarer Ausschweifungen verleiten könne: man hat Ursache zu fürchten, daß die Begierde, diese oder jene Meynung auf den Thron zu setzen, dem einen mehr als dem andern die Ehre; an der Verfassung des Gesetzbuchs Antheil gehabt zu haben, bezumessen, den Leidenschaften zu viel Thätigkeit gebe, und daß statt der Ruhe, die ein Freystaat bedarf, um seine Gesetze zu sammeln und durchzugehen, Genf ein Opfer neuer noch verbrießlicherer Zwistigkeiten werde, als diejenigen waren, deren Wirkungen es ist noch fühlt. Die Gütigkeit des Königs erlaubt ihm nicht, eine so natürliche Gelegenheit entgehen zu lassen, die Republik vor neuen Unglücksfällen zu verwahren. Seine Majestät haben von der größern Anzahl der Bürger eine allzu gute Meynung, um nicht

nicht zu glauben, die Aufmerksamkeit, so Sie auf das richten, was in der Republik vorgeht, werde hinlänglich seyn, den Ausbruch einer Gährung zu verhindern, aus der nichts als schlimme Folgen entspringen müßten. Seine Majestät berechtigen Sie folglich, Ihre Gesinnungen über den gegenwärtigen Zustand der Republik bekannt zu machen: Sie sollen nicht bloß denen, die an den öffentlichen Geschäften einen hervorstechenden Antheil haben; sondern selbst allen Citoyens und Bourgeois, die Sie Gelegenheit haben zu sehen, vorstellen, daß man sich nicht schmeicheln dürfe, aus dem Schooße der Verwirrung, und bey der Heftigkeit solcher innern Zwistigkeiten, ein Gesetzbuch verfertigen zu können, das dem Blick des Staats zur Grundveste diene: Sie sollen sie einsehen lehren, daß durch Erhizung der Gemüther, um sie zu Behauptung der Veränderung der Gesetze, welche eine allgemeine Bestätigung nie erhalten würde, hinzureißen — geschweige, daß das neue Gesetzbuch den Endzweck nicht erreichen würde, den man sich dabei hätte vorsehen sollen — sich endlich eine Gewaltthätigkeit ereignen könnte, worein der König, in allen Absichten, sich zu mischen berechtigt wäre. Und was das Werk an sich selbst anbetrifft, so sollen Sie die Aufmerksamkeit eines jeden auf den wesentlichsten Gegenstand richten, nämlich ob die, durch die Vermittlung von 1738 gewährleisteten Gesetze wirklich noch in Kräften, oder abgeschafft seyen, und ob der Republik etwas dran gelegen sey, oder nicht, daß diese Handlung der Wohlthätigkeit von Ludwig XV, und die Freundschaft der zween vornehmsten Cantone in der Schweiz, aus der Zahl der Gesetze, die ihr Staatsrecht ausmachen, ausgestrichen werde. Diese Betrachtung werden Sie mit allem dem begleiten, was sie gefälliger machen, und die Gemüther in eine, den Wohlstand des Staats zu bewirken, schicklichere Lage versetzen kann. Ist es nur darum zu thun, die

Gesetze

Gesetze zu sammeln, in Ordnung zu bringen, und die dunkeln zu erklären, so kann und soll dieses mit kaltem Blute vorgenommen werden. Geht man mit dem Entwurfe schwanger, die Staatsverfassung mehr oder weniger abzuändern, so begreife ich, daß es ziemlich unnütze wäre, Eintracht zu predigen. Inzwischen dürfte es auch noch eine Art, die Sache zu behandeln, geben, welche noch wendig die Aufmerksamkeit der Mediatoren auf sich ziehen müßte. Dem sey wie ihm wolle, die Republik hat die Gewalt sich selbst Gesetze zu geben; allein es sind Mächte vorhanden, die feyerlich versprochen haben, nicht zu gestatten, daß jemand, wer er auch sey, selbst unter den Bürgern keiner, ihr solche vorschreibe.“ Ich bin u. s. w.

Unterzeichnet: de Vergennes.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

III.

Fortgesetzte Erklärung des Fragments von Saturchoniaton. Geschichte des Merkurs oder des Thot; eine Allegorie über die Erfindung der Astronomie.

Wenn uns die Geschichte des Saturns, welche im vorigen Stücke dieses Magazins erklärt worden, eine glänzende Allegorie von der Erfindung des Ackerbaus darbietet, und uns zeigt, was für große Begriffe sich die Alten von dieser Kunst gemacht haben; so werden wir in der Geschichte des Merkurs oder Thots keine minder glänzende Allegorie finden. Ackerbaukunst war das Wort der räthselhaften Allegorie, das unter der Geschichte des Saturns und seiner Fabel verborgen lag.

Astron

Astronomie ist das Wort der eben so räthselhaften Allegorie in der Geschichte des Merkurs oder Thots, des Dollmetschers der Götter, des Rathes des Saturns, der mit dem Caduceus bewaffnet ist, einen Hahn, einen Hund und einen Widder zur Begleitung hat, und 36525 Rollen oder Bücher verfertigt.

Es wird hier nicht von der erhabenen Astronomie geredet, welche besteht in der Ausmessung der Himmel, in den Grundbestimmungen, nach welchen man von den Bewegungen der Gestirne Rechenschaft giebt, in den Entdeckungen, welche die erhabenen Theorien der Neuern über die Bewegungen des Monds, der Planeten und Cometen hervorgebracht haben, die man der Vortrefflichkeit unserer Instrumente, und jenem kritischen und schöpferischen Geiste schuldig ist, welcher die Neuern auszeichnet; obgleich die Alten hierüber weit mehr Einsichten gehabt haben, als man geglaubt hat. Sondern es ist hier von der praktischen Astronomie die Rede, welche in der simplen Beobachtung besteht, und sich auf die Erfahrung einschränkt, das ist, auf eine hinreichende Kenntniß das Jahr einzutheilen, den Kalender zu bestimmen, ihn nach den jährlichen Veränderungen der Sonne und des Monds einzurichten, und zu verhindern, daß die Feldarbeiten nicht zu sehr vom Lauf der Sonne entfernt werden, und also nicht ohne Wirkung bleiben.

Diese gemeine Astronomie entstand mit dem Ackerbau und für den Ackerbau: sobald es einen Ackersmann gab, gab es auch einen Kalender und Astronomen; und dazu brauchte es nichts Großes. Der Kalender lag in der Natur; diese allein bildete die ersten Astronomen; man durfte nur die Augen öffnen; und wer sieht hierüber richtiger, wer ist am meisten dabei interessirt, als der, welcher Felder zu bauen, und Ernden einzusammeln hat, die Quelle aller seiner Reichthümer, den einzigen Unterhalt seines Lebens, und die Belohnung seiner Arbeiten?

Die

Die Monate wurden nach dem Neumond bestimmt; das Jahr nach dem Ausgang der merkwürdigsten Gestirne; die Jahreszeiten nach den Tagen, wo die Sonne am nächsten oder am entferntesten war, u. s. w. Und diese Zeitpunkte wurden nach den Beobachtungen festgesetzt, wenn die der Astronomie geweihten Monumente, als die Pyramiden, welches wahre Observatoria waren, und die Obeliskten in der Mittagsstunde den kürzesten und längsten Schatten gaben.

Sobald man die Erfindung des Akerbans in Allegorien eingehüllt hatte, so war es nicht mehr schwer, die Erfindung des Kalenders in Allegorien einzufleiden; die eine war eine Folge von der andern. Die astronomische Allegorie mußte sogar noch mehr gefallen, wegen ihrer größern Mannichfaltigkeit und der sonderbaren Figuren, deren man sich bediente, um den Kalender zu zeichnen, und ihn denen vor die Augen zu malen, die nicht lesen konnten. Denn alle Tage, alle Monate, alle zehn Tage, wurde jeder Planet, jedes Zeichen, jede Jahreszeit u. s. w. unter passenden Figuren vorgestellt, die sich immer auf den Gebrauch dieser Gegenstände bezogen. Diese durch die Allegorie personificirten Figuren wurden eben so viel Helden von wunderbaren Geschichten, eine unerschöpfliche Quelle, woraus die Reichthümer der Mythologie und ihrer Fabeln entstanden, und wozu die Allegorie des Merkurs, mit der Allegorie des Saturns vereinigt, den vollständigsten und interessantesten Schlüssel giebt.

Erster Artikel.

Merkur hieß auf griechisch *Herme*, auf egyptisch *Thot*, *Thaut*, *Teut*, *Toyth*, bei den Celten *Teutatés*. Die Alten zählten viel Merkure: *Laktanz* zählt deren vier: *Cicero* (von der Natur der Götter 1. 2.) fünf: der *Abbe' Banier* nimmt nur zweien an; *Sourmont*

mont (in den Mem. de l'Acad. des Inscript. & Belles-Lettres T. VII. pag. 10.) sah wohl ein, daß alle diese Merkure unter eine Person zu bringen wären, bewies es aber daher, weil sie alle den Jov zum Vater hätten. Unser Verfasser behauptet ebenfalls, daß im ganzen Alterthum nur ein einziger Merkur existirt habe, daß der ägyptische, der phöniciſche, der griechiſche, der galliſche, der hercuriſche, der römische u. ſ. ſ. Merkur eine und eben dieſelbe allegoriſche Perſon ſeyen; daß dieſe Allegorie ſich auf dieſelben Gegenſtände beziehe, und aus den nemlichen Bedürfniſſen und Kenntniſſen entſtanden ſey: aber er gründet ſeine Behauptungen auf andere Beweiſe.

Wir wollen iſt ſehen, was für einen Begriff ſich die Alten vom Merkur gemacht haben. In der phöniciſchen Allegorie ſpielt er die größte Rolle. Er wird in derſelben Trismegift, der Sekretär und Rath des Saturns genannt. Auf ſeinen Rath ſchmiedet Saturn Waffen, und lehnt ſich wider den Himmel auf. Er ſelbſt hält eine bezaubernde Rede an die Freunde des Saturns, und bringt ſie dahin, daß ſie ihm in dieſer Unternehmung beſtehen. Er vermag den Saturn zu dem Entſchluß zu bewegen, den Atlas ganz lebendig zu begraben. Saturn macht ihn zum König über ganz Egypten. Indem er dem Uranus oder dem Himmel nachahmt, erfindet er die heiligen Zeichen, und malt ſeinen Herrn mit vier Augen und vier Flügel. Er ſtudirte die Drachen, ſetzt Sanchoniaton in einem andern Fragment hinzu, welches uns Eusebius ebenfalls aufbewahrt hat, und ſchrieb ihnen eine göttliche Natur zu. Er lehrte, daß ſie weit mehr Geiſtiges hätten, als alle andere kriechende Thiere; daß ſie von feuriger Natur wären; daß ſie ſich mit der größten Geſchwindigkeit bewegten, ob ſie gleich der Draganen beraubt wären, welche allen andern Thieren gemein ſeyen; er zeigte, welches die verſchiedenen Geſtal-

ten wären, die ihr Körper annähme; lehrte, daß ihr Leben sehr lange währe, weil sie sich öfters wieder verjüngten, und immer wieder größer würden, bis es zu einer gewissen Anzahl von Revolutionen mit ihnen gekommen wäre, nach welchen sie zu seyn aufhörten: er grub endlich alle diese Sachen auf die heitigen Tafeln ein. Daher kömmt die Gewohnheit, daß der Gebrauch dieser Thiere in den heiligen Ceremonien und in den Geheimnissen eingeführt worden. Die Erzählung des Sandoniaton beschließt sich mit folgender merkwürdigen Stelle. „Thaut, den die Egyptier Thot nennen, der bey den Phöniciern seiner Weisheit wegen berühmt war, gab zuerst den Menschen Gesetze und Unterricht über die Religion, und über die Verehrung der Götter, und so erleuchtete er das Volk, das bis auf die damalige Zeit in Unwissenheit versunken war: es ist wahr, er warf auf seine Theologie einen allegorischen Schleyer, der sie mit ihrem Schatten bedeckte: aber der Gott Surnubel und Thuro, genannt Chusartis, erläuterten sie nach einer langen Reihe von Generationen.“

Diodorus von Sicilien hat uns die Geschichte des Merkurs im ersten Buche aufbewahrt, so wie sie die Egyptier erzählen. Im fünften Buche redet er noch weitläufiger von ihm. Auch in Plutarchs Abhandlung von Isis oder Osiris, und in seinen Quästionen findet man Stellen, die sich auf den Merkur beziehen, und welche über die Idee, die man sich davon machen muß, einiges Licht verbreiten. Da man aber diese Stellen selbst nachschlagen kann, so übergehe ich sie hier ganz.

Einige Züge vom Merkur, die ihn besonders charakterisiren, sind folgende. Der erste Monat und der erste Tag des egyptischen Jahrs waren ihm geheiligt, und führten seinen Namen Thot. Euidas und Plinius sagen man habe ihn Phannos genannt. Plato nennt ihn an verschiedenen Orten in seinen Werken, besonders im Protagoras

tagoras und im Philebe, einen bewundernswürdigen Werkmeister, den Vater der Wissenschaften. Er sagt, Jov habe ihn auf die Erde gesandt, den Menschen Gesetze zu geben, die sie durch gegenseitige Liebe mit einander verbänden; er habe unter der Regierung des Cham gelebt, u. s. f. Man stellte ihn bald mit einem Caduceus, bald mit einem Hundskopfe vor: Symbolen, die ihrer Sonderbarkeiten wegen merkwürdig sind. Man schreibt ihm 36525 Bücher oder Rollen zu. Er wurde bey allen Völkern der Dollmetscher der Götter genannt. Der Hahn und die Ibis waren ihm heilig; auch sieht man ihn oft von diesen Thieren begleitet, so wie von der Schildkröte und dem Widder. Sein Fest wurde in Griechenland im Monat May gefevert; und die Lateiner bestimmten seine Geburt in dem nemlichen Monat, und machten ihn zum Sohn der Maja. Als die Egyptier die Planeten, die Tage der Woche, die Musiknoten, die Metalle, die Wappenfarben u. s. f. unter eine gleiche Formel gebracht hatten, so behauptete Merkur in allen diesen Dingen seinen Rang, er wurde Planet, Wochentag, Musiknote, Metall, Farbe u. s. f. Und hernach bediente man sich seines Namens zu Gränzsteinen, periodischen Schriften, und bey dem Handel und Wandel.

Zwenter Artikel.

Meynungen der Gelchrten über den Merkur.

Banier, wie schon oben gesagt worden, nimmt zween Merkure an, einen egyptischen und einen celtischen, macht also aus einer Schwierigkeit zwey, und entwickelt keine. Der Verfasser von der Geschichte des Himmels, der viel Wahres gesagt hat, sagt über diese Person nichts hinlängliches. Er macht weiter nichts aus ihm als ein bloßes Zeichen des Hundsterns und des Augenblicks, wo er bey seinem Ausgang das Kommen

der Ueberschwemmung ankündigt: man rüstete ihn, sagt er, deswegen mit einem Stab aus, der hernach in den Caduceus verwandelt wurde, weil man sich dieses Signals bediente, das Volk zu benachrichtigen, daß es sich auf die Anhöhen begeben, um vor dem wachsenden Wasser in Sicherheit zu seyn. Johann Nicolai in seiner Abhandlung über den Merkur, und der Bischof von Avanches, M. Zuer, glaubten, Moses sey das Model gewesen, nach welchem die Heiden diesen Gott gebildet hätten. Cudworth, Mosheim und Brucker sind überzeugt, daß er wirklich existirt habe: letzterer sagt sogar, man werfe alle historische Gewißheit über den Haufen, wenn man läugnen wolle, daß er wirklich existirt habe. Montfaucon, Vossius und Schückford haben dieses Chaos nur noch mehr vermorren. Aber zween neuere Gelehrte haben wichtigere Untersuchungen darüber angestellt, Wachter in seinem Werke von der Ueberschwemmung der Natur und der Schrift, und Jablonsky in seinem egyptischen Pantheon. Beide haben ein ganz entgegengesetztes System. Wachter glaube, Thot habe wirklich existirt und zu den Zeiten des Moses und Osiris gelebt; er habe seine Werke diesem letzten Prinzen zugeeignet, welcher der Tham des Platon sey; und wenn er die hieroglyphischen Buchstaben erfunden, so habe Menes, nach seinem Tode, die alphabetischen Buchstaben erfunden. Jablonsky hingegen glaube, Thot bedeute nichts anders als die Epoche, in welcher die Wissenschaften erfunden worden, und wo man die ersten Skizzen davon auf Säulen grub; und wenn jemals ein wahrer Thot existirt habe, so sey es Siphos, der 35te König von Theben nach Menes, welcher die Astronomie vervollkommnete, und das Jahr von 260 Tagen auf 265 bestimmte. Die Beweise, auf die sie sich stützen, sind nur relativ auf ihre Systeme über den Ursprung der hieroglyphischen Buchstaben, von welchen sie

geglaubt, daß sie mit den alphabetischen nichts gemein hätten, und vor ihnen da gewesen wären. Jetzt wollen wir sehen, wie unser Verfasser sein System zu erklären und zu behaupten sucht.

Dritter Artikel.

Mercur, der Erfinder der Astronomie.

Der Verfasser handelt nach dem Grundsatz, daß man jede Fabel als ein Ganzes ansehen müsse, dessen verschiedene Theile, so wenig sie auch mit einander zusammen zu fassen scheinen möchten, nur Verwicklungen seyen, und unter einander ein vollkommen übereinstimmendes Ganzes ausmachen.

Man hat im Mercur weder den Erfinder der alphabetischen Buchstaben oder der Schrift schildern wollen, noch den Patron der Herolde, noch den Vothen der Götter, noch den Begleiter der Seelen in die andere Welt, noch den Gott der Kaufleute, noch den Gott der Spitzbuben, noch den Beschützer der Heerstraßen, noch den Schmeichler des Jupiters, noch — kurz nichts von allem dem, wozu man ihn nach und nach gemacht hat. Sondern man hat im Mercur den Erfinder der Astronomie, und besonders des Kalenders oder Almanachs zum Gebrauch des Ackermanns, zeichnen wollen. Alles beweist es: 1) seine Titel; er ist der Rath und Sekretär des Saturns und der Dolmetscher der Götter. 2) Sein Symbolum; der Caduceus. Seine andern Attribute; sie bestehen aus der Schildkröte, der Icyer mit drey Saiten, dem Widder, dem Hahn, und dem Hunde. 3) Seine Handlungen; er giebt der Isis einen Helm; er spielt mit dem Mond eine Parthie Würfel; er ist der Verfasser von 36525 Rollen u. s. w. 4) Sein Name, den der erste Tag und der erste Monat des ägyptischen Jahrs führte; indessen er bey den Römern der Beschützer des Monats Junius ist. 5) Di. Zeichen, deren Erfindung

ding ihm die Alten zuschreiben; und der Buchstabe, der ihm geheiligt war. 6) Die Namen, womit man ihn bey den verschiedenen Völkern bezeichnete. 7) Die allgemeine Uebereinstimmung des ganzen Alterthums.

Erste Klasse der Beweise.

Titel des Merkurs.

1. Sekretär und Rath des Saturns.

Wer ist der Rathgeber des Landmanns anders, als sein Kalender oder Almanach? Aus diesem weis er die Zeit, wenn er seine Ländereyen bebauen, besäen, oder beerndten muß. Von dem Augenblick an, da der Ackerbau erfunden worden war, wurde die Beobachtung oder die Kenntniß der Zeiten unumgänglich nothwendig: die Astronomie entstand also zugleich mit dem Ackerbau: denn eine Kunst führt eine andere Kunst herben: man bemüht sich alsdenn sie zu vervollkommen, neue Erfindungen zu machen, und sucht die schon gemachten Entdeckungen zu benutzen und auszudehnen. Dieß ist der Gesichtspunkt, in welchen man sich stellen muß, um sich vom Merkur einen richtigen Begriff zu machen. Der Almanach, der Kalender, der Ackerbau, die Astronomie, die Festtage, die Tage, die Monate u. s. f. alles das haben wir aus dem Orient bekommen; sie sind in dem höchsten Alterthum entstanden, und existiren in den Sprachen der Nationen, bey welchen diese Künste entstanden.

2. Dolmetscher der Götter.

Auf diese Art wird auch Merkur, buchstäblich verstanden, der Dolmetscher der Götter. Die Götter sind die Himmel und ihre Armee, die Sonne ist ihr König; der Mond ihre Königin, die Planeten ihre Wachen oder Minister; die Zeichen präsidiren über die Monate; die Constellationen sind ihnen untergeordnet. Sie ha-

ben eine Sprache, die nur von ihrem Beobachter verstanden wird; und doch ist das, was sie sagen, dem Aefersmann unumgänglich nothwendig; er braucht also einen Dolmetscher, welcher, hingestellt zwischen den Göttern und ihm, ihren Willen erklärt, und ihn in den Fall setzt, ihre Erinnerungen zu benutzen. Dieser Dolmetscher ist Merkur oder der Astronom. Bewundernswürdiger Dolmetscher, welcher an den Himmeln die Schicksale der menschlichen Dinge liest, und ihre Wirkungen und Bewegungen auf die Wirkungen und Bewegungen der Himmelskugeln gründet und ordnet, die in ihrem immer gleichen und bestimmten Laufe unveränderlich sind.

Zwote Klasse der Beweise.

1. Symbolum und Attribute des Merkurs.

Seine Attribute können nicht sonderbarer seyn. Er naht sich mit Schnelligkeit: an seinen Füßen und an seinem Huthe sind Flügel: in der Hand hält er einen Stab, um den sich zwei Schlangen herumschlängeln, welche auf der Mitte seiner Länge einen Knoten formiren: ein Hund, ein Widder und ein Hahn begleiten ihn: er trägt eine Leier mit drey Saiten.

Einzeln betrachtet sind diese Symbolen und Attribute unerklärbar, wenn man nicht das Ganze zusammen nimmt. Die Schlangen waren bey den Alten die Sinnbilder der Zeit, des Jahrs und der Erndten. Der Caduceus, der aus zwei Schlangen bestand, bezog sich also auf die Zeit, auf ihre Einrichtung, oder auf die Astronomie. Von diesen zwei Schlangen, sagen die Alten, war die eine ein Männchen, und die andere ein Weibchen. Man hat hierdurch zween verschiedene Gegenstände schildern wollen, die auf das Jahr ihre Beziehung haben, ein Männchen und ein Weibchen, die bald in einem Punkte vereiniget, bald wieder von einander getrennt waren,

ren, und deren schlangenförmigen Gang die Gestalt der Drachen des Caduceus nachahmte. Diese beiden Gegenstände sind die Sonne und der Mond, die in dem Lauf eines Jahres den Thierkreis durchlaufen, auf welchem sie bald getrennt, bald vereinigt sind. Hieraus entstand das Märchen, welches uns vom Athenagoras aufbewahrt worden. „Als Jov in die Rheia verliebt wurde, verwandelte sie sich in eine Schlange, um seinen Verfolgungen zu entgehen; er nahm hierauf ebenfalls die Gestalt einer Schlange an; und daher kommen die beiden Schlangen am Caduceus zum Andenken dieser Begebenheit.“ Diese Fabel, die zu abgeschmackt wäre, wenn sie ohne Grund gemacht worden, beweiset, daß die Alten überzeugt waren, daß die Vereinigung beider Schlangen am Caduceus allegorisch war und die Bestimmung hatte, eine große Begebenheit zu schildern.

Den Merkur mit dem Caduceus bewaffnen, war also so viel, als ihm eine Himmelskarte in die Hand geben; dadurch ward auf die energischste Art ausgedrückt, daß er die Bewegungen der Sonne und des Mondes, ihren Durchgang auf dem Aequator, einem durch den Caduceus geschilderten Zirkel, und den Moment beobachtet habe, wo sie in demselben vereinigt, und wo sie wieder am entferntesten von ihm waren; Momente, welche den Grund vom Jahr ausmachen, die es bestimmen und in gleiche Theile theilen: dadurch lehrte man, daß er alles eingerichtet habe, was Beziehung hat auf das Jahr, kurz, daß er den Kalender gemacht habe.

Es war also unmöglich, den Merkur durch ein treffenderes Sinnbild zu charakterisiren, als durch dieses. Es kommt übrigens mit der Sprache der Astronomen vollkommen überein. In dieser Sprache sind Kopf und Schwanz vom Drachen die Punkte des Thierkreises, wo sich die Bewegungen der Sonne, des Mondes

des und der Planeten vereinigen; und das Wort nodus (Knoten) bezeichnet ihr Zusammentreffen.

Der Caduceus schildert also das Jahr, oder den Lauf der Sonne und des Mondes für ein Jahr. Der Stab des Caduceus ist der Aequator, der Zirkel, welcher die Kugel in zween gleiche Theile theilt, und über welchen die Sonne zweymal des Jahrs zur Zeit der Aequinoctien weggeht. Der männliche Drache stellt den Thierkreis vor, oder den schlangenförmigen Weg, den die Sonne in einem Jahre durchläuft, wie wir ihn auf unsern Karten sehen. Der Knoten der beyden Drachen ist der Augenblick, wo die Sonne und der Mond sich auf dem Aequator, in dem Punkte, wo er von dem Thierkreis durchschnitten wird, einander begegnen. Dieser Knoten heißt Herkules, sagt Macrobius, ein interessanter Umstand, der das Verhältniß unserer drey allegorischen Personen, nemlich des Saturns, Merkurs und Herkules, beweisen hilft.

Der Caduceus wird bisweilen auch mit Flügeln vorgestellt; diese Flügel sind die Flügel der Zeit. Beschreibt man einen Zirkel um den Caduceus, so hat man die Sphäre, das sprechende Sinnbild der Astronomie; diesen Zirkel ließ man weg, weil die Figur zu sprechend war, und so blieb der Caduceus übrig.

2. Der Hahn, der Widder und der Hund.

Als Erfinder der Astronomie wurden dem Merkur diese drey Thiere zur Begleitung gegeben, und der Hund ist sogar eines seiner Sinnbilder geworden. Der Hahn, die lebendige Uhr, welche während der Nacht die Stunden verkündigt, konnte nicht besser gewählt werden, den Astronom zu begleiten. Auch wird er in einer großen Anzahl von Sprachen, selbst in der indianischen, Morga, das heißt, der Morgenvogel, genannt; in den

Sprachen, die von der alten theutonischen abstammen, bedeutet dieses Wort dasselbe. Der Widder, das Zeichen, durch welches sich das Jahr für alle Völker öffnet, bey welchen sich dasselbe im Monat März anfieng, wurde ein sehr natürliches Sinnbild der Astronomie. Der Hund, welcher unter dem Namen Hundstern, in der Hälfte des Monats Augusts regiert, wurde das wahre Sinnbild des Merkurs der Egyptier, weil sich ihr Jahr mit Aufgang dieses Gestirns anfieng. In der Mitte dieses Monats gieng in Egypten das alte Jahr zu Ende. Der letzte Tag war das Fest der Göttinn Nephte (ein Wort, welches im Egyptischen so viel als Ende, Tod, bedeutet), welche mitten aus den Menschen entführt worden war. Der folgende Tag war der Tag des Kosch oder des Anfangs des neuen Jahrs; dieser war das Fest des Merkurs und seines Hundes, oder das Fest der Eröffnung des Jahrs durch den Hundstern, und des Almanachs durch den Astronom.

3. Die Leyer.

Die Leyer mit drey Saiten, oder die Harmonie von drey Tönen, dem tiefen, mittlern und hohen Ton, ist die Harmonie der himmlischen Bewegungen und des Jahrs, welches in Egypten aus drey Jahreszeiten bestand, aus dem Winter, Frühling und Sommer, wovon sie einer jeden vier Monate gaben.

Dritte Klasse der Beweise.

Handlungen des Merkurs.

1. Er giebt der Isis einen Helm.

Als Isis ihr Diadem verloren hatte, welches ihr vom Osiris entrisen worden war, erhielt sie vom Merkur zur Entschädigung einen Helm, welcher einen Stierkopf vorstellte. Aber ein Stierkopf ist ebenfalls ein Sinnbild der

der königlichen Würde, womit Astarte bekleidet war. Man weis ferner, daß Isis oder Io in eine Kuh verwandelt wurde; Osiris wurde ebenfalls mit einem Ochsenkopf vorgestellt: ein Sinnbild, welches ihm mit dem alten Bacchus der Griechen gemein war, den die Weiber von Elis anriefen. Alles dieses bezieht sich aufs Jahr. Astarte ist mit der Isis eine Person: Merkur gab ihr einen Ochsenkopf zum Helm, weil er den Mond in seinem Kalender unter der Gestalt des Neumonds vorstellte, oder unter der Gestalt eines Weibes, welche einen Ochsenkopf hatte, dessen Hörner, wie die Hörner des Neumonds, gestaltet waren. Dieses Weib mit dem Neumond wurde Io, Pasiphae, Isis u. s. w. genannt; und in der Folge erfand man die Fabeln, die sich auf diese Vorstellung gründen, und die man für wundersame Verwandlungen ausgab.

2. Er spielte mit dem Mond Würfel.

Merkur spielte mit dem Monde eine Parthie Würfel, und gewann ihm den zwey und siebenzigsten Theil seiner Tage ab; aus diesen Brüchen machte er fünf Tage, diese setzte er zwischen das zu Ende gehende und das anfangende Jahr von 360 Tagen. Diese Zeit gehörte eigentlich nicht zu den Monaten, sondern sie war nur eine Zwischenzeit zwischen dem letzten Tage des alten Jahrs und dem Anfang des neuen. Diese Tage werden von den Griechen und im Orient Epactes oder Epagomenes genannt. Der Verfasser meynt sie auch bey den Römern wieder zu finden; er hält diejenigen dafür, die sie Quinquatria nennen; sie hatten zweyerley Arten, die kleinen und die großen; die kleinen waren die fünf Tage vor dem längsten Tage; sie endigten das Jahr, weil sich das alte römische Jahr im Junius anfieng, weswegen auch dieser Monat dem Merkur geheiliget war. Als man hernach den Anfang des Jahrs in das Frühlings-Aequinoctium

tium versetzte, so wurden diese fünf Tage vor dem Aequinoctium eingeschaltet. Und nunmehr feyerte man diese und jene. Diese Zeit war für sie das Geburtsfest der Minerva.

Vierte Klasse der Beweise.

Namen des Merkurs, welche gewissen Theilen des Jahrs beygelegt worden.

Der erste Tag und der erste Monat des egyptischen Jahres führten seinen Namen Thot. Diese Zeit fiel nachher ungefähr in die Hälfte des Augusts. Diesen Tag stellte im Kalender Thot mit einem Hundskopf vor, oder ein Mann mit einem Caduceus und einem Hunde an der Seite. Bey den Griechen wurde er der Aeskulap.

Der Monat, welcher vor dem Monat des Thot vorhergieng, und mit welchem sich das Jahr beschloß, hieß Misor oder Mesori. Diesen Namen führte Thot's Vater, und vielleicht deswegen, weil er seinem Monat vorhergieng. Bey den Römern wurde Merkur, der dem Monat Junius vorgesezt war, ebenfalls auf diese Art als der Sohn der Maja angesehen.

Fünfte Klasse der Beweise.

Zeichen, deren Erfindung ihm die Alten zuschreiben.

Jedermann nimmt an, daß Merkur oder Thot Zeichen erfand, und daß diese Zeichen heilig waren. Man hat geglaubt, es sey hier von den hieroglyphischen Zeichen die Rede, welche älter seyen, als die alphabetischen, und hat sie daher diesen entgegengesetzt. Das ist aber ein Irrthum. Die alphabetischen Zeichen sind an sich hieroglyphisch, und sind älter, als man glaubt. Uebrigens sind beyde Arten von ganz verschiedenem Gebrauch; diejenigen, welche Merkur erfand, bezogen sich auf die Astro-

Astronomie; sie waren für seinen Almanach höchst nothwendig, und finden noch immer in den unsrigen Statt.

Sanchoniaton sagt uns, Merkur habe den Himmel nachgeahmt, die Portraite der Götter gemacht, und die heiligen Zeichen erfunden. Dieß will nichts anders sagen, als daß er die Figuren der Gestirne und der Planeten gezeichnet: es bezieht sich dieses ganz genau auf die Astronomie oder Kenntniß der Zeiten; und diese Figuren waren heilige Zeichen, weil sie auf die Säulen der Tempel eingegraben waren. Diese Erklärung ist um so viel richtiger, da man weiß, daß man die Gestirne anbetete, und sie für Götter hielt, und Götter nannte.

2. Eigenthümliches Zeichen des Merkurs oder Thots.

Plutarch sagt: „Die Egyptier setzten den Ibis (Storch) an die Spitze ihrer Buchstaben, weil sie von der Erfindung des Merkurs waren; dieser Buchstabe hatte die Gestalt eines Triangels; eine Gestalt, welche dieser Vogel formirt, wenn er seinen Kopf unter seiner Brust verbirgt.“ Kircher hat das A für diesen Buchstaben gehalten; Plutarch sagt aber ausdrücklich, daß dieser Buchstabe nicht von der Zahl der Selbstlauter gewesen. Jablonsky hält das Theta dafür, weil es den Namen des Thots anfängt, des ersten egyptischen Monats. Philon erklärt uns, warum das Theta der Buchstabe des Merkurs geworden, und von welchem Gegenstand es bey den Egyptiern der Hieroglyphe war. „Die Egyptier, sagt er, welche das Weltgebäude schildern wollten, drückten es durch einen Zirkel von blauer Farbe aus, der mit Flammen umgeben war, die von allen Seiten herausdrangen; in der Mitte sah man eine Schlange mit einem Sperberkopfe, und diese Schlange ist das Sinnbild des guten Genius,“ der Seele des Universums. An die sich ründende Gestalt des Theta darf man

man sich aber nicht stoßen, denn es hat bey den Griechen allerley Gestalten gehabt, runde, viereckichte und dreyeckichte; bey den Hebräern war es dreyeckicht, besonders auf den Münzen; die Egyptier werden wahrscheinlich auch zwey gehabt haben, und beyde waren der Buchstabe des Thot. Der Monat Thot wird durch den Ibis vorgestellt, und zeigt den Hundstern oder die Eröffnung des egyptischen Jahrs an. Ibis war dem Merkur deswegen geheiligt, weil er in dem Streit wider die Riesen, wo sich die Götter in Thiere verwandelten, die Gestalt eines Ibis angenommen hatte. Wenn man nun den Ibis als das Sinnbild des Merkurs annahm, so geschah es unstreitig deswegen, weil er ihnen von dem größten Nutzen war, indem er die Insekten verwüstete, welche der Nil nach seinem Austreten zurücke gelassen hatte. Der Buchstabe des Merkurs bezog sich also auf die Astronomie.

3. Astronomische Zeichen, von Thot erfunden.

Auch die Zeichen der übrigen Monate und der Planeten sind dem Thot zuzuschreiben. Sie sind nur die Skizze von den Figuren, unter welchen man die Planeten, oder die beschützenden Götter vorstellte. Die zwölf Monate waren auch unter dem Schuß der zwölf Göttheiten, so man die großen Götter nannte. Es waren sechs Weibchen oder sechs Monden, und sechs Männchen oder sechs Sonnen. Jedes von ihnen hatte eine andere Gestalt, nach den Arbeiten die diesen Monaten angemessen waren.

4. Thot oder Merkur betrachtet die Drachen.

Man wird sich noch erinnern, was Merkur über diese Drachen oder Schlangen sagt. Unter den Schlangen werden die Jahre verstanden; diese verjüngen sich unaufhörlich;

hörlich; und wenn sie sich eine gewisse Anzahl von Malen wiederholt haben, so formiren sie Kreise, Zeitrechnungen (*κυκλους*), deren Dauer einen Theil von Merkurs Kalender ausmachte.

5. Er verfertiget 36525 Rollen.

Diese Zahl ist eine Zeitrechnung, die aus vielen andern besteht, und die größte von denen, die Merkur erfand. Zuerst hatte er eine Zeitrechnung von vier Jahren gemacht; diese diente den Griechen zu ihren Olympiaden, und endigte sich durch Einschaltung eines 366sten Tages. Wenn man diese Zahl mit 365 Jahren, mit dergleichen Anzahl der Tage eines Jahrs multiplicirt, so formirt es einen Kreislauf oder eine Zeitrechnung von 1460 Jahren, die bey den Egyptiern so berühmt war. Zu diesen 1460 Jahren setzte man ein Jahr hinzu, welches aus den Schalttagen von vier zu vier Jahren zusammengesetzt war, und welche, in 365 gleichen Revolutionen von vier Jahren, ein Jahr ausmachen; in allem folglich 1461 Jahre. Wenn man hierauf diese 1461 wieder mit 25 Jahren, welche der vierte Theil von einem Jahrhundert sind, multiplicirt, so hat man genau einen Kreislauf von 36525 Jahren, an deren Ende, mit dem Eintritt der Sonne in den Widder alles wieder vom neuen anfieng, und die Gestirne, wie vorher, die nemliche Revolution durchliefen. Die Ursache, warum die 1461 Jahre mit 25 Jahren multiplicirt worden, zeigt der Verfasser einer Abhandlung über das große patriarchalische Jahr von 600 Jahren, welche in dem Journal des Savans, im Monat Jänner 1761, erschienen ist; darinn behauptet er als ein erwiesenes Faktum, daß diese 25 Jahre ein luni-solarischer Kreislauf von 9125 Tagen wären, der vom Merkur dem Zweenen erfunden worden. Wenn sich das so verhielte, so wäre der große Kreislauf von 36525 Jahren eine Combination von drey Zeitrechnungen:

nungen: von der Zeitrechnung von vier Jahren, von der Zeitrechnung von 1461 Jahren, und von der Zeitrechnung von 25 Jahren.

Einen solchen Kreislauf nannte man Phönix, vom Urvort Phen, welches Licht, Erscheinung bedeutet. (Von dem nemlichen Wort leitet der Verfasser fenêtre, Phenomene, Fin.)

Da die Zeit mit Flügeln vorgestellt wird, so trug man kein Bedenken, aus dem Phönix einen Vogel von eben so schöner als seltener Art, von goldnem und karminem Gefieder, einzig und ohne Gefährtinn zu machen, welcher, nachdem er eine lange Reihe von Jahren, nach einigen 500, und nach andern 1460 Jahre, gelebt hatte, aus Arabien nach Egnpten, das heißt vom Abend gegen Morgen, kam, um in der Stadt der Sonne, auf dem Altar dieser Gottheit zu sterben, und dann aus seiner eignen Asche verjüngt wieder auflebte. Dieser Phönix, über welchen man so viel geschrieben hat, ist also nichts als ein allegorisches Wesen.

Die 36525 Jahre sind ungeschickterweise in so viel Werke verwandelt worden. Die Bücher wurden bey den alten Orientalen Rollen genannt. Die Uebersetzer übersehten also das Wort durch Rollen oder Bücher.

Sechste Klasse von Beweisen.

Namen, so dem Merkur beygelegt werden.

1. Thot.

Thot kömmt her vom orientalischen Wort tho, thau, welches ein Zeichen bedeutet, wovon alsdenn das Wort thoe herkömmt, Zeichen machen. Das Wort Thau, sagt der Verfasser, kömmt her vom Buchstaben Thau, der bey den Alten in der Gestalt eines Kreuzes geschrieben wurde, und Vollkommenheit und Fehen bedeutete, wie er in seinen Principien über den Ursprung der Sprache und der Schrift zu beweisen sucht.

2. Hers

2. Hermes.

Hermes nannten ihn die Griechen: dieser Name bedeutete einen Dolmetscher. Daher kömmt das Wort ἑρμηνεύω auslegen, verdolmetschen. Jablonsky muthmaßet, der Armais der Egyptier sey derselbe Name.

3. Merkur.

Merkur hießen ihn die Lateiner. Dieses Wort leitet der Verfasser von den celtischen und lateinischen Worten Merc und ur her, welche Zeichen und Mann bedeuten. Von dem Urwort Marc oder Merc kommen mercari, merces her. So waren auch ur, wr, eur, uir, Urwörter, woraus die Lateiner vir machten.

4. Anubis.

Anubis wurde er genennt, wenn er mit dem Kopfe eines Hundes vorgestellt war. Der Verfasser sucht den Ursprung dieses Worts in dem hebräischen, arabischen und selbst äthiopischen Wort Nub, dessen eigentlicher Sinn, der noch im Arabischen existirt, Revolution, Periode, Succession ist. Im Arabischen bedeutet es einen Vikar; im Hebräischen blühen, keimen, die Produkte eines Jahrs, die auf einander folgen; im Hebräischen und Äthiopischen eine Rede, Beredsamkeit, weil die Worte in einer Rede auf einander folgen. Er wurde also Anubis genennt, weil er die Abänderungen der Jahre einrichtete, und den Willen der Götter oder der Gestirne beredt erklärte; und er wurde unter der Gestalt eines Hundes oder mit einem Hundskopfe vorgestellt, dessen Name mit dem Namen Anubis sehr überein kömmt, weil man ihn als den Wächter oder Thorwärter der Himmel ansah, der den Zeiten oder Jahren ihre Bahn öffnete. Aus dem nemlichen Grunde wurde das Gestirn, mit welchem sich das egyptische Jahr eröffnete, der Hundstern oder der große Hund genennt.

5. Cyllenius.

Cyllenius war ein Zunahme, den man ihm gab. Er hat seinen Ursprung aus dem Orientalischen, und bedeutet so viel als einen Lehermann. Er kömmt her von dem orientalischen Wort Celi, Culi, Cyili, welches eine Leher bedeutet, und von dem auch das griechische Wort $\chiελις$, eine Leher, abstammt.

§. 2.

Er ist der Mörder des Argus und wird daher Argiphontes genannt.

Die Fabel der Io ist bekannt, wir werden uns also nicht dabey aufhalten. Bevor wir eine Erklärung davon geben, wollen wir hier eine Gewohnheit anführen, die, wie der Verfasser sagt, bisher noch nicht erklärt worden.

Wir sehen in den Fastis des Ovids, daß alle Jahre, am Tage der Idus des Mays, oder den 15ten dieses Monats, eine Bestalinn Figuren von Binsen, Weiden oder Stroh gemacht, in die Liber warfen, die alte Personagen, uralte Greise vorstellten. Dieser nemliche Tag wurde als der Geburtstag des Merkurs gefeyert, und war das Fest der Kaufleute. Dieses alles bezieht sich auf die Erfindung der Astronomie. In dem allegorischen Styl heißt tödten, wenn von Gestirnen die Rede ist, die Erscheinung derselben enden. Man braucht dergleichen Ausdrücke hiervon in allen Sprachen; aber sie sind besonders in der historischen Sprache sehr gemein. Diese Unmerkung war, wegen der Fabel des Argus, welche die Astronomie zum Gegenstande hat, nothwendig.

Io ist der Mond, Argus voller Augen, wovon die einen wachen, indessen die andern schlafen, ist der gestirnte Himmel, von dem man nur die Hälfte sieht. Er hat immer die Augen offen auf die Io, welche in eine Ruh verwandelt worden war, weil man sie unter der Gestalt

Gestalt des Neumonds (Croissant) oder mit dem Kopf einer Kuh vorstellte.

Merkur, welcher mit seinem Caduceus ein neues Jahr öffnete, macht also dieser Revolution, welche die So oder den Mond ausföhnte, ein Ende; er thut nichts, als daß er ihr den Kopf nimmt, denn der Almanach eines Jahrs gleicht dem Almanach des vorhergehenden fast auf den Kopf; er verschwindet nur, um einem andern Platz zu machen.

So warf man am Festtage des Merkurs, oder des neuen Jahrs, das alte Jahr unter der Gestalt eines abgelebten Greises, der nicht mehr ist, in den Fluß.

Macrobius (Saturn. Lib. 1. Cap. 19.) giebt vom Mörder des Argus die nemliche Erklärung; er macht ihn zum Himmel, aber die Erde sieht er in der So, und die Sonne im Merkur. Argus wurde also darinn getödet, daß sein ganzer Glanz und alle Gestirne beim Aufgang der Sonne verschwanden: *veluti enecat, sagt er, vi luminis sui, conspectum earum auferendo mortalibus.* Wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen, daß von drey Charakteren, welche dieses Räthsel enthielt, Macrobius zweien verfehlt hat, und besonders den Charakter des Merkurs; er gieng von einem System aus, wovon der Grund wahr war, daß alle heidnischen Gottheiten sich auf die Sonne und den Mond reducirten.

Ein neuer Beweisgrund für die Erklärung unsers Verfassers ist, daß wenig Tage nach dem Fest der Argäen man zu Rom das Fest des Janus feyerte. Das neue Jahr folgt auf das alte; und zwischen diesen beyden Ceremonien verlossen fünf Tage, zum Gedächtniß der fünf Epagomenen.

§. 3.

Ähnlichkeit des Merkurs mit dem Janus.

Janus öffnet das Jahr zu Rom, wie Thot in Egypten. Janus ist der Zeitgenosse des Saturns, der ihn

in seinen Staaten aufnimmt, der seine Plane und seine Erfindung des Ackerbaus für das Glück der Menschen unterstützen hilft; alles, wie der Thot der Egyptier. Das doppelte Gesicht, welches Merkur dem Saturn giebt, findet sich auch beym Janus. Man opfert ihm Honig, wie dem Thot in Egypten. Janus wird der Handlung vorgefetzt, und seine Statur an die öffentliche Börse gestellt. Er hält auch eine Schlange in der Hand, die sich in den Schwanz beißt, und zeigt mit seinen Fingern die Zahl 365, um die Menschen dadurch zu belehren, daß er den Lauf der Jahre ordnete. Janus ist also nur eine Wiederholung von Merkur; der einzige Unterschied, der zwischen ihnen Statt findet, ist dieser, daß der eine dem Sommer-Solstitium, und der andere dem Winter-Solstitium vorgefetzt ist.

Wenn die Figur, welche das Winter-Solstitium oder die Erneuerung des Jahrs anzeigt, Janus heißt, so kömmt es, sagt man daher, weil er der Thürwärtter der Himmel ist, und seinen Namen von Janua, eine Thüre, hat. Woher kömmt aber alsdenn das Wort Janua?

Die Thüren sind Tage; aber Jan bedeutete ursprünglich Tag: dieses Wort bezeichnete also im figurlichen Verstande eine Thüre. Daher Janus, wörtlich, der Gott des Tags; und hernach der Gott der Thüren, und die Thüre des Jahrs, weil er besonders dem ersten Tage vorgefetzt war. Auch war Janus jedem ersten Tag im Monat vorgefetzt; und aus diesem Grunde hatte er in Rom zwölf Altäre, auf welchen man jeden ersten Tag im Monat nach einander opferte.

So kömmt auch von Jan, Jana, oder Diana, der Mond her, weil er die Sackel der Nacht ist.

Siebente und letzte Klasse der Beweise.

Das Alterthum stellt uns ihn als einen Astro-
nom vor.

Diodorus sagt in der oben angeführten Stelle: er gab
den Menschen die ersten Prinzipien von der Astronomie.

Uebrigens sieht man in der Vergleichung alles des-
sen, was die Alten von ihm sagen, daß sie den Merkur
als den Erfinder der Astronomie angesehen haben.

Vierter Artikel.

Verschiedene Beschäftigungen, welche dem Mer-
kur in der Folge beygelegt worden.

Wenig alten Gottheiten hat man ein so großes Feld
von Beschäftigungen bemessen, als dem Merkur. Er
wurde nach einander der Gott der Gränzen, der Kauf-
leute, der Reisenden, Tag, Planet, Metall u. s. w.

1. Gott der Gränzen.

Thot war ein Urwort, vollkommen gleichbedeutend
mit unserm Wort Zeichen. Merkur bedeutete im Cel-
tischen dasselbe. Die Gränzsteine sind Zeichen, die Flu-
ren von einander zu unterscheiden. Jeder Gränzstein
war also ein Thot, ein Merkur. In der Folge wurden
alsdenn diese Steine, wo alles einer Gottheit geweiht
wurde, dem Merkur geweiht. Man formte sie sogar un-
ter dieser Gestalt; alsdenn machte man sie doppelt als
Hermesse. Wenn man zu diesem Wort Fines den
Artikel T hinzusetzt, so entsteht das lateinische Wort
T-erm-inus, ein Gränzstein.

2. Gott der Handlung.

Merkur wurde der Gott der Handlung und der Kauf-
leute,

1) weil er, als er das Jahr einrichtete und den Kalen-
der machte, die Tage festgesetzt hatte, die dem Han-
del und Wandel besonders geweiht waren.

- 2) Weil sein Name bey allen Völkern der Name der Zeichen war, welche den Tausch der Kaufleute erleichtern, und auch der Name des Tausches selbst wurde.
- 3) Weil die großen Vertauschungen von Nation an Nation auf Gränzplätzen geschahen, und nahe an den Gränzsteinen zweyer Völker, unter dem Auge und der Obhut der beschützenden Gottheit der Gränzsteine.

3. Gott der Reisenden und der Straßen.

Da Merkur einmal der Gott der Gränzen und der Handlung war, so schickte sich auch noch dieses Amt für ihn. Jedermann wird die Verbindung dieser zugescribenen Beschäftigungen einsehen, und wir glauben nicht nöthig zu haben, uns dabey aufzuhalten.

4. Führer und Begleiter der Seelen nach dem Tode.

Merkur wurde schon vom Homer als der Begleiter der Seelen nach dem Tode angesehen; und da er sie in das Schattenreich hinab führen konnte, so war er auch im Stande, sie wieder aus demselben zurückzuführen. Dieses Privilegium des Merkurs, welches mit seinen übrigen Berrichtungen keine Gemeinschaft zu haben scheint, hat den Mythologisten viel zu schaffen gemacht. Unser Verfasser findet dieß sehr leicht zu erklären. Sobald man den Merkur zum Beschützer der Wege machte, so wurde er auch der Beschützer des großen Wegs. Es war auch natürlich, daß man den Merkur zum Beschützer der Heerstraßen und der Reisen aller Art machte, da er einigermassen durch die beyden Tropici die Hirt- und Herreise des Todes und des Lebens bestimmt hatte. Durch eine Folge dieser Idee sah man die beyden Tropici als die Pforten des Lebens und des Todes, und als den Weg der Seelen an.

5. Patron der Herolde.

Die Herolde sind mit dem Caduceus bewaffnet. Dieses Sinnbild ist vom Merkur entlehnt worden, weil er der Bothe, der Dolmetscher der Götter war. Mit Zueignung ihres Sinnbilds eigneten sie sich ihm auch als ihren Patron zu. Sie hatten um so mehr Ursache dazu, da sie in Rücksicht auf den Kalender mancherley Verrichtungen auf sich hatten; sie verkündigten z. B. den Neumond, den Anfang der Monate und die Festtage, und folglich auch die Eröffnung des neuen Jahrs. Wenn der Caduceus zugleich das Sinnbild des Friedens war, so ist das sehr leicht zu erklären; denn er war auch das Sinnbild der himmlischen Harmonie, welche unter den Gestirnen herrscht, und hatte die Bestimmung, die nemliche Harmonie zwischen den ländlichen Arbeiten und den Bewegungen der Himmel hervorzubringen.

§. 2.

Anderer angenommene Bedeutungen des Merkurs.

Als man den Tagen des Monats Namen beylegen wollte, und man diese in vier Theile oder Wochen getheilt hatte, die mit den Vierteln des Mondes in Beziehung standen, so ergab man sie dem Schuß der sieben Planeten. Eben so machte man es mit den Metallen. Auf diese Art wurde Merkur einer von den sieben Planeten, einer von den sieben Tagen der Woche, und eines von den sieben Metallen. Man gab seinen Namen dem Quecksilber, vielleicht auch aus einiger Rücksicht auf die Verrichtungen, die man ihm beylegte; Merkur hatte jedem Planeten seine Verrichtungen angewiesen, er hatte ihre verschiedenen Bewegungen, und ihre wechselseitigen Trennungen oder Abweichungen aus einander gesetzt: das Metall dieses Namens dient ebenfalls die Metalle von einander zu scheiden, und ihre Verbindungen, ihre Scheidungen,

bungen, ihre Verhältnisse einzusehen u. s. f. Alle beyde sind einigermaassen Dollmetscher, die man nicht entbehren kann.

Diese Kenntniß der Metalle bey den Egyptlern und der Name des Merkurs, den einer unter ihnen führte, und der in der Chymie von großer Wichtigkeit ist, hat einige Fabelausleger auf die Vermuthung gebracht, daß die ganze Mythologie die Chymie und die Entdeckung des großen Werks, des Steins der Weisen, der Verwandlung der Metalle in Gold, zum Gegenstand gehabt habe.

§. 3.

Säulen, so dem Thot geweiht waren.

Manethon, sagt uns Eusebius, erzählte in einem seiner Werke, Sothis oder der Hundstern betitelt, verschiedene Dinge vom Reich der Egyptier, die von den Säulen hergenommen sind, welche sich auf der syriadischen Erde befinden, worauf sie in der heiligen Sprache und mit hieroglyphischen Buchstaben vom Thot dem ersten Merkur eingegraben, und nach der Sündfluth durch den Merkur, Sohn des Agathodemon, Vater des Thot, mit hieroglyphischen Buchstaben in Bücher eingetragen, und in den Sakristeyen der egyptischen Tempel aufbewahrt worden waren. Diese Stelle ist dunkel. Jablonsky übersetzt sie auf folgende Art: „Die Dinge, welche Thot, der erste Merkur, in der heiligen Sprache und mit priesterlichen Buchstabenzeichen auf die Säulen gegraben hatte, die auf das syriadische Erdreich gestellt worden waren, wurden von Agathodemon, Sohn des zweiten Merkurs, und Vater des Thot, in die Sprache der Griechen übersetzt.“ Dem sey wie ihm wolle; nach den jüdischen, nach den egyptischen, und nach den orientalischen Schriftstellern, hat man schon vor der Sündfluth astronomische Beobachtungen angestellt, welche eingegraben worden sind, und

und der zwoente Merkur hat nichts gethan, als sie wieder erneuert. Unter der syriadischen Erde versteht Jablonstky die unterirdischen Gewölber, welche den egyptischen Priestern zu Archiven dienten, und wo, wie die Alten behaupteten, die Säulen des Merkurs verschlossen waren. Zum Beweis führt er eine merkwürdige Stelle des Ammianus Marcellinus aus dem 22sten Buche an, wovon der Inhalt kürzlich dieser ist: „Man verwahrte die Heiligthümer in unterirdischen Gewölbern, damit sie nicht durch eine große Ueberschwemmung verborben würden oder verloren giengen; auf den Wänden dieser unterirdischen Gewölber gruben sie verschiedene Figuren von Thieren und Vögeln ein, die sie hieroglyphische Buchstaben nannten, und welche den Lateinern unbekannt sind.“ Es findet sich beym Eusebius auch noch eine andere Stelle des Manethon, worinn versichert wird, daß Thot Säulen gefunden oder erfunden, auf welche er die Geheimnisse der Gestirne einzugraben befohlen hatte.

Fünfter Artikel.

Ob Thot oder Merkur ein wirkliches oder allegorisches Wesen gewesen?

Diese Frage hält der Verfasser für schwerer aufzulösen, als die Allegorien der Geschichte Thots selbst. Jablonstky glaubt:

- 1) Daß Thot ein allegorischer Name sey, welcher dem Vulkan oder Phra, dem Gott der Künste und Wissenschaften in Egypten, und den Säulen, auf welchen der öffentliche Unterricht eingegraben war, beygelegt worden.
- 2) Daß die Egyptier drey, wenigstens zween Merkure zählten, wie man aus der Stelle des Manethon sieht, und einen dritten, genannt Thot, der wahrscheinlich nichts anders ist als Thot.

- 3) Daß von diesen verschiedenen Merkuren der eine als der Erfinder der Buchstaben angesehen werden mußte, und der andere als ihr Wiederhersteller.
- 4) Daß der erste dieser Merkure die Zeit vorstellte, in welcher die Wissenschaften anfangen unter der Regierung des Menes gepflogen zu werden, welcher der erste König von Egypten war.
- 5) Daß der zweite Merkur die Epoche der Vervollkommnung des Kalenders sey, unter der Regierung des 35ten Königs von Theben, unschicklich genannt Siphooas, dessen wahrer Name Saphra ist, das heißt, Sohn des Vulkans, den Manethon Agathodámon nennt; deswegen wurde dieser Regent Sermes Er-mes genannt, von zwey egyptischen Worten, welche bedeuten einen, der eine Sache zur Vollkommenheit bringt.
- 6) Daß dieser Regent vom Censorin in seiner Abhandlung vom Geburtstag Arminon genannt werde; und daß er ihm die Hinzufügung der fünf Tage zu dem alten Jahre zuschreibt, um es der Bewegung der Sonne näher zu bringen.

Dadurch ist aber diese Frage noch nicht aufgelöst: unser Verfasser sucht es auf eine andere Art zu thun.

Nach den Egyptiern zu schließen, wurden die Wissenschaften nach der Sündfluth nur wieder erneuert. Manethon sagt das ausdrücklich. Daß man die menschlichen Kenntnisse zu mehreren Malen wieder hergestellt habe, daran ist nicht zu zweifeln; es ist also wahrscheinlich, daß die astronomischen Kenntnisse schon vor der Sündfluth existirt haben, und daß sie hernach nur erneuert worden. Die Schwierigkeit besteht nur darinn: welche Person war es, die bey der Erneuerung der Wissenschaften den Kalender einführte, und welcher die Egyptier den Namen Theot geben?

- 1) Wir sehen sie mit der Geschichte des Osiris und der Isis verbunden, laut der Stelle des Dioborus Siculus.
- 2) Sie ist eben so genau mit der phöniciſchen Geſchichte des Saturnus verbunden.
- 3) Sie war ein Zeitgenoſſe des Königs Tam, wie uns Plato ſagt, der ſich zugleich einen Gott, oder einen göttlichen Menſchen, und den Erfinder der Wiſſenſchaften nennt.
- 4) Sanchoniaton ſagt am Ende des erſten Fragments, daß ſie ein Sohn des Niſor geweſen, welcher nebst Sydyk, oder dem Gerechten, die letzte von den zehn Generationen ausmache, deren Geſchichte uns dieſes Fragment liefert, und denen er die Erfindung des Salzes zuſchreibt.
- 5) Er regierte in Egypten, ſetzt er hinzu.

Wenn man dieſe Umstände mit einander vereinigt, ſo ſcheinen ſie eine hiſtoriſche Perſon anzuzeigen, die wirklich exiſtirte. Niſor dünkt dem Verfaſſer mit dem Niſtraim des Moſes, dem Stamm der Egyptier, einerley zu ſeyn; und dieſer ſcheint ihm wiederum Menes, der erſte König von Theben oder Egypten, zu ſeyn. Sein Nachfolger hieß Athores. Dieſer Name kömmt dem Thot ziemlich nahe; aber er bedeutet nur, nach dem Eratosthenes, den Sohn des Thot, und nach dem Jablonſky, den Zeitgenoſſen des Thot, oder der Erfindung der Wiſſenſchaften. Thot wäre alſo der Vater des Athores, und Zeitgenoſſe des Menes, oder Menes ſelbſt, weil er König von Egypten geneunt wird. Manethon ſagt, daß er ſeine Werke dem König Tham überreichte, ein Name, welcher ſo viel bedeutet als der Gerechte; alſo gleichbedeutend mit Endok. Aber dieſer wird in die zehnte Generation der Welt geſetzt; Endok oder Tham wäre alſo die nemliche Perſon, welche Moſes Sydyk, Tham, in, oder den Gerechten der Gerechten nennt,

nennt, welchen er ebenfalls in die zehnte Generation der Welt setzt, und der mit Misraim und Chna, den Häuptern der Völker, von einerley Familie ist. Sadyk Thamin war das Haupt dieser Familien; es war sehr natürlich, daß ihm Thot die Werke, welche seine astronomischen Erfindungen enthielten, übergab oder zueignete, besonders, wenn dieses Haupt der Völker durch den Moses vorgestellt wird, als der Mann der Adama, der Gea oder der Erde; das heißt, als der Erfinder des Ackerbaus. Ein Grund mehr, warum ihm Thot seine Werke über die Astronomie zueignete, weil sie zur Vervollkommnung des Ackerbaus bestimmt waren.

Zablonsky gerieth in Versuchung den Thot für den Vulkan zu nehmen; Vulkan heißt aber auf egyptisch Phtha: ein neuer Beweis, daß Thot mit dem Misraim oder Menes einerley wäre. Der Name Menes ist nichts anders als der Name Men, welcher in allen alten Sprachen die Sonne und den Mond, die Fackeln und Führer des Weltgebäudes, anzeigte. Er wurde also mit Recht den Häuptern der Colonien bengelegt, als Menes der Führer der Völker. In jeder Rücksicht gebührt er dem Thot, weil er den Kalender erfunden oder vervollkommenet, der ein unumgänglich nothwendiger und erleuchtender Führer der ganzen Ackerbaugesellschaft ist.

Thot wäre also in Rücksicht, auf die Erfindung der Astronomie und auf die Epoche, wo sie entstand, ein wirkliches Wesen; in Ansehung der Ausdehnung aber, die man von seinem Namen machte, weil man ihn nemlich der Gottheit benlegte, welche über den Kalender, über die Fabeln, die in Beziehung auf die Astronomie erfunden worden u. s. f. gesetzt war, wäre er ein allegorisches Wesen.

Auf diese Art beweiset unser Verf., daß Merkur oder Thot jederzeit als der Erfinder der Astronomie und ihrer Charaktere angesehen worden.

IV.

Contes orientaux, ou les Recits du sage Caleb,
Voyageur Persan par Mlle M***. à Paris
1779.

Die morgenländischen Erzählungen haben für eine große Anzahl von Lesern viel anziehliches. Werke dieser Art, die Original und aus dem Arabischen übersetzt worden sind, nehmen durch ihre wahre Malerey ein, welche auch vielleicht die einzige ist, die wir von den Sitten des Orients haben. Man liebt alles darinn bis aufs Wunderbare; denn es ist ein großes Bedürfnis für den Menschen, durch neue Gegenstände sich selbst entrisen zu werden. Deswegen sucht er auch außer den Gränzen der Natur, weil er diese kennt; und es schmeichelt im Geheim seinem Solze, wenn er sieht, daß sich Feen und Genien mit seinem Schicksale beschäftigen, und selbst auf seine Unglücksfälle Einfluß haben. Eine andere Quelle von Interesse in diesen Erzählungen sind die schnellen Revolutionen und außerordentlichen Veränderungen, die sich in dem Schicksale der Helden ereignen; eine natürliche Wirkung des Despotismus, welcher mit einem Blick alles erhebt oder erniedriget. Endlich eine Art von Liebe, die in unsern Himmelsgegenden unbekannt ist, dieses wollüstige und schreckliche Gemälde der Serails im Orient, wo die bezauberndsten Gegenstände mit einer ewigen Wache von Tyrannen und Dolchen umgeben sind, wo die Eifersucht immer im Blute sich küßt, und wo der Mann aus Stolz eifersüchtig ist, wenn er es nicht aus Liebe ist; dieses Gemälde interessirt bey uns beyde Geschlechter auf gleiche Art. Besonders empfinden die Frauenzimmer durch diesen Contrast den Werth der angenehmen Freyheit, deren sie genießen, und den Werth

Werth des Vorrangs, welchen ihnen Sitten und Gebräuche bey uns zugeschiehen.

Die gute Aufnahme der wahren morgenländischen Romane hat bey den Franzosen viele andere verursacht, welche nach diesen Mustern geschrieben worden sind.

Die Erzählungen der Madame d'Amoy, der Mademoiselle de la Force, und der Gräfinn von Mirat sind bekannt. Alle drey haben das Wunderbare der Feerey zu Hülfe genommen, um einige Lehren der Moral zu verschönern; letztere hat besonders viel natürliche Anmuth und feinen Wiß in die ihrigen zu bringen gewußt.

Der berühmte Hamilton hat sich in der nemlichen Gattung hervorgethan; nur scheint es, daß sein Zweck mehr zu belustigen als zu belehren war. Es hat sogar das Ansehn, als wenn sie eine Art von Parodie dieser Gattung wären, die ein Mann von Kopf, der über sein eignes Werk spottet, fast aus der nemlichen Ursache gemacht, wie Michel Cervantes seinen Don Quixote, um die Ritterromanen lächerlich zu machen; aber es ist dem französischen Autor nicht so gut gelungen, als dem spanischen. In Hamiltons Erzählungen ist der Grund äußerst bisart. Nur die Details und die Gemälde verrathen sein Talent, und gehören dem Maler des Ritters von Grammont.

Der Verfasser vom Esprit des Loix zeigte sein Genie durch die persischen Briefe, davon der eine Theil ein wahrer morgenländischer Roman im Briefen ist, und der andere zur Absicht hat, unsere Sitten, unsere Lächerlichkeiten, und unsere Laster zu schildern, oft in dem Ton, der Manier und dem Styl des Orients. Dieses ist das erste Werk, wo der morgenländische Styl zu einem starken Sittengemälde, und zu philosophischen Wahrheiten, die so neu als tief sind, gebraucht worden. Diese Art von Vermischung gefällt, ob sie sich schon vielleicht in

der Natur nicht befindet, und das Genie, welches, wie Montesquieu denkt, von den Figuren und Bildern des Orients so entfernt ist, als das morgenländische Genie von dem männlichen und tiefen Denken, welches die großen Schriftsteller des Occidents charakterisirt.

Herr von Voltaire, welcher in allen Arten Ruhm zu erlangen gesucht, hat auch morgenländische Romane geschrieben. Zadig, Babouc, die Prinzessin von Babylon sind von dieser Art. In allen dreyen hat er sich Wunderbarkeit erlaubt. Aber in beyden ersten ist sie weise und allegorisch. Dieß ist das Wunderbare eines Philosophen. In dem dritten hat er sich seiner Rechte als Erzähler etwas freyer bedient. Man weiß, daß er die Sitten von Paris in den Sitten von Babylon und Persopolis mit eben so viel Leichtigkeit als Unmuth geschildert hat. Was den Styl anbetrifft, so finden sich zwar von Zeit zu Zeit morgenländische Lebensarten darinn, aber den eigentlichen Ton und das eigentliche Colorit des Occidents hat er nicht; aber man verzeiht dem Herrn von Voltaire gar leicht, daß er in diesen artigen Erzählungen nicht immer einen andern Styl statt des seinigen angenommen hat.

Die Fabeln von Sadi, die nicht von Sadi, sondern vom Herrn de Saint-Lambert herrühren, sind eines der besten Werke dieser Art. Die Philosophie, so darinn enthalten, ist vortreflich, bisweilen sehr fein, und immer treffend. Der Ton derselben ist wirklich asiatisch, aber frenlich gemäßiget. Niemand hat die Formen des morgenländischen Styls, die Wahl der Bilder, und den Vortrag der Grundsätze, der ihm eigen ist, die öftere Uebereinkommung der religiösen und moralischen Begriffe, endlich einen gewissen majestätischen Ernst, welcher von der Einfalt der Sitten und der Pracht der Einbildungskraft herkommt, zweyen herrschenden Charakteren der Morgenländer, besser nachzuahmen gewußt.

Die

Die neuen Erzählungen, die wir hier ankündigen, und die aus der Feder eines Frauenzimmers geflossen sind, haben weder etwas wunderbares noch feenmäßiges; man entdeckt darinn überall Nuancen eines feinen Gefühls, das dem weiblichen Geschlechte gewissermaßen eigen ist. Die Details sind darinn nicht bloß angezeigt, sondern sie sind ausgemalt. Jede Situation liefert ein Gemälde. Die Poesie, die in andern profaischen Werken eine Art von Luxus scheinen könnte, verträgt sich hier vollkommen mit dem morgenländischen Ton, weil dieser Ton selbst nichts anders ist, als die natürliche Poesie eines Volks, welchem die Wärme des Klima, und ein angenehmer und wollüstiger Himmel mehr Sensationen als Ideen giebt, und welches fast alle seine Ideen durch Bilder ausdrückt.

Diese beyden Erzählungen haben beyde einen moralischen Endzweck, auf welchen sich alle Begebenheiten beziehen. Die erste ist betitelt: die Begebenheiten der Dalimeck, oder die Wohlthätigkeit.

Dalimeck besitzt ein großes Vermögen, wird in der Blüthe ihrer Jahre Witwe, begiebt sich aufs Land, um mit Zulima ihrer zwölfjährigen Tochter und einem noch jüngern Sohne, der das Ebenbild von ihrem Gemahl ist, den sie beklagt, in der Einsamkeit zu leben. Die Erziehung dieser liebenswürdigen Kinder, ihre zunehmenden Eigenschaften und Tugenden, die emsige Sorgfalt der Mutter, sie keinen andern Gegenständen nähern zu lassen, als solchen, die sie belehren können, die unschuldigen Arbeiten und Vergnügungen des Landlebens, so geschickt, in so einem Alter angenehme Ideen zu erwecken und zu unterhalten, die Belohnungen, die sie ihre Kinder der Tugend austheilen, die Hülfe, welche sie durch dieselben dem Alter reichen läßt, die Gastfreundschaft gegen Reisende, alles das verursacht eine Reihe von rührenden und mit Anmuth gezeichneten Gemälden. Bisweilen glaubt man

Gefners

Gefühlers glücklichen Pinsel zu erkennen, und wer weiß nicht, was für Reiz und Annehmlichkeit dieser Pinsel über Gemälde dieser Art verbreitet. Dalimeck hat einen sanften himmlischen Charakter und besitzt eine stille Weisheit, welche eine mit Zärtlichkeit vermischte Bewunderung einflößt. Ihre Kinder wachsen unter ihr auf, und lernen sie nachahmen. Schon zeigen sie den unruhigen Eifer eines glücklichen Gemüths, welches sich Gutes zu thun bestrebt, und seine Tugenden mit dem ganzen Feuer seines Alters ausübt, weil sie sein Vergnügen ausmachen.

Ein Erdbeben wirft in einer Nacht sowohl das Vermögen als das Haus der Dalimeck, und fast alle ihre Hoffnungen über den Haufen. Selbst ihr Sohn kömmt um. Ein tugendhafter und dankbarer Sklave rettet Dalimeck und die junge Zulima. Sie entgehen dem Tode, und werden in einiger Entfernung in eine Schäferhütte geführt. Zulima findet hier mit ihrer Mutter eine Freystatt. Bisher haben wir den Reichthum mit Menschlichkeit vergesellschaftet gesehen. Nun folgt ein andres Gemälde, das Gemälde der wohlthätigen Armut, ein Gemälde, welches die Gesellschaft vielleicht öfterer aufweist als das andere, und welches etwas ruhrenderes und reizenderes hat. Dalimeck, die ihr ganzes Leben hindurch Unglückliche mit Wohlthaten überhäuft hat, empfängt ist Wohlthaten von der guten chrlichen Fatime, welcher diese Hütte zugehört, und welche die Milch ihrer Schaase mit ihr theilt.

Fatime ist Witwe und Mutter zweyer Söhne, Mourzibam und Barhem, welche beyde schon die Kindheit ausgezogen haben. Die beyden Brüder könnten Zulima und so viele Reize, die ihnen unbekannt waren, nicht sehen, ohne eine eben so neue Empfindung für sie zu fühlen. Der Pfeil, der sie beyde auf einmal verwundet, diese um

sich greifende Unruhe, diese interessante Bestürzung, wovon sie die Ursache nicht kennen, Zulimas erste Kühlung selbst, und die Wahl, die ihr Herz, ohne es zu wissen, getroffen hat, werden gut und naiv beschrieben. Barhem, der jüngste von beiden, gewinnt den Vorzug. Am frühen Morgen, wenn die Morgenröthe den salben Horizont umzieht, durchwandert er schon die Gefilde, sammlet Blumen von den Auen und Früchte von den Orangenbäumen, um der Liebe ein Opfer zu bringen. „Er belastet das Körbchen, welches seine Hände geflochten haben, fliegt zurück nach der Hütte, wo Zulima ruht, hängt an der Thüre, wagt es kaum zu athmen, horcht, und wartet mit Stille auf den Augenblick ihres Erwachens. Das geringste Geräusch bringt ihn außer Fassung und beunruhiget ihn. Er fürchtet, er wünscht, er hofft, er genießt schon des Glücks, welches ihn erwartet. Das Geräusch wird stärker, und seine Unruhe verdoppelt sich. Schon mehrere Male hat er die Blumen und Früchte im Körbchen zurechte gelegt, dem ungeachtet beschäftigt er sich noch immer damit. — Zulima scheint frischer und lieblicher roth bey ihrem Aufstehen, als die noch vor Tages gebrochene Rose. — Barhem nähert sich furchtsam, hängt mit unruhigem Herzen und zitternder Hand die frischen Blumengehänge um die Arme seiner Geliebten, und drückt ihr so viel Küsse darauf, als Blumen sie umwinden. Zulima erröthet, sie wagt es nicht den Barhem anzusehen, und er scheut sich die Augen auf Zulima zu heften. Glückliche Kinder! glückliches Alter! Tage der Unschuld und der Liebe! u. s. w.“

Nourzibam, der Zulima auch liebt, sieht nur zu gut, daß er nicht geliebt wird. Sein Herz ist eben so tugendhaft als zärtlich; aber seine Tugend verbietet ihm die Eifersucht und die Unruhe, die sie nach sich zieht, nicht: es ist unglücklich. „Alles betrübt mich. Ich kenne mich nicht mehr, sagt er; meines Bruders Barhems Gegenwart

wort ist mir zur Last. — Zulima! er hat es wohl prophezeit; sie ist eine Zauberin, sie hat in diesen Gegenden mich, meinen Bruder, und selbst die leblosesten Dinge, die uns umgeben, bezaubert. Eines Abends wage ich es im Schatten ihr flatterndes Gewand zu berühren; es war mir, als wenn Flammen und Spitze aus demselben herausführen. Ich sah nichts, aber ich fühlte mich verwundet. Ich blieb lange auf einer Stelle stehen, meine Sinne geriechen in Unruhe, mein Herz brannte; ich konnte kaum Athem schöpfen. Gestern noch, wie ich aus dem Holze kam, entdeckte ich in der Ebene die Mauern, welche Zulima verbergen, und für Freude sprang ich in die Höhe; ich sah sie vom weiten, ob es gleich schon so finster war, daß ich kaum die Bäume neben mir erkennen konnte, und die Steine, an die ich mich stieß. Ist es nicht Zauberer, daß das todte Bambusblatt, welches Zulima's Hütte bedeckt, mir lieber ist, und meine Augen mehr an sich zieht, als der mit Blüten behangene Akazienbaum, den ich sonst so gern betrachtete? — Was für eine unbekante Macht befindet sich in dieser Thüre, die meine Hände aus Zweigen geflochten, und nun nicht mehr ohne Zittern berühren können?“

Er nimmt sich vor, seine Liebe zu besiegen. Seine Liebe nährt sich mit der nemlichen Stärke, als er sie zu bekämpfen sucht; aber immer großmüthig, selbst in der Eifersucht, die ihn quält, unterzieht er sich den beschwerlichsten Arbeiten für die, so er liebt, für diesen Bruder, der ihm vorgezogen wird, und den er nicht hassen kann, ob er schon sein Glück beneidet. Endlich ergreift er die Parthen, sich von Zulima, von Dalimeck zu entfernen. Er begiebt sich nach Alep. Ein Kaufmann, dessen Wohlthäterinn Dalimeck gewesen war, nimmt ihn bey sich auf; er wird von seinen Tugenden, von seiner lebenswürdigen Jugend gerührt, und läßt ihn Theil an seinem Han-

del und an seinem Vermögen nehmen. Bald darauf eilt er mit seinen Reichthümern wieder in die Einöde zurück, wo er sein Daseyn empfangen, wo er alles verlassen hat, was er liebt. Er sieht Zulima wieder, aber bloß um sie mit seinem Bruder zu verbinden, und alle seine Schätze mit ihnen zu theilen. Beyde Liebende gehören nun einander an. Dalimeck vergißt ihr vergangenes Unglück. Liebe, Freundschaft, Tugend, süßes Wohlthun verbreiten Glückseligkeit in dieser Wüste.

So ist der Gang dieser Erzählung beschaffen, die besonders wegen der Empfindung voll Anmuth und Reiz, so darinn herrscht, und wegen der liebenswürdigen Charaktere aller Personen interessant ist. Man wünschte mit ihnen zu leben, und so glücklich zu seyn, wie sie. Keines von ihnen ist ohne Tugenden. Freylich ist es kein treues Gemälde des gesellschaftlichen Lebens; freylich ist es schwerer, Scenen aus dem menschlichen Leben wahr und natürlich darzustellen; aber oft entzichte man sich diesem Schauplatz so gern, und nimme für einige Augenblicke seine Zuflucht zu solchen angenehmen Täuschungen, die man besonders im jugendlichen Alter einer grausamen Wahrheit vorzieht. Uebrigens bestärkt uns ein Gemälde des Lasters oft nur in unsern eignen Vergehungen; das Gemälde der Tugend hingegen kann unsere Seelen erheben und verfeinern. Und der Schriftsteller, welcher die Tugend in ihrer Wahrheit darzustellen weiß, vermag dann auch durch wahre Empfindung alles Romantische von seinen Schilderungen zu entfernen, und jeden romanenhaften Eindruck zu verhindern. Und dieses Verdienst kann man der Verfasserinn dieser Erzählung nicht absprechen. Freylich hat Zulima's und ihrer Mutter Schicksal ein ziemlich romantisches Ansehen; das ist aber nur ein morgenländischer Nahmen, in welchem das Gemälde der Tugend eingefaßt ist.

Die zweite Erzählung ist betitelt: die gebesserte Frau. Ihr Endzweck ist zu lehren, daß man nicht zu geschwind urtheilen, und sich auf seine Urtheile bey dem ersten Anschein verlassen solle. Es herrscht darinn durchaus eine nachsichtsvolle und angenehme Moral.

Aladabak, ein reicher und alter Mann von Bagdad, welcher mitten unter allen Freuden das Unglück hat, eine einzige nicht mehr genießen zu können, hat seine stumpfen Sinne wieder zu beleben geglaubt, wenn er sich mit einem Golde eine schöne georgianische Sklavinn kaufte. Die schöne Sklavinn kann ihn nicht lieben. Ihr Herr glaubt sie mit einem verkleideten Liebhaber zu überraschen und ersticht sie. Diese tragische Begebenheit ist der Grund der Erzählung. Nunmehr ist die Absicht, zu entdecken, ob Sirzile (so hieß die Sklavinn) strafbar wäre, und die junge Fatme von ihrer falschen Meinung zu heilen, welche die unglückliche Georgianerin mit vieler Streuge verurtheilt hatte. Eine gute und treffende Idee ist, daß Fatmens Gemahl, welcher der weise Mann in der Erzählung ist, und Fatmens leichte Art zu urtheilen sehr tadelt, selbst im Fall ist, sich durch den falschen Schein in Ansehung der Treue seiner Frau hintergehen zu lassen. Er ist wie einer, der in Zorn geräth, indem er Sanftmuth predigt. Seine Vernunft und seine Grundsätze widersprechen seinem Charakter. Am Ende klärt sich alles auf. Der weise Mann, welcher Vernunft predigte, kömmt von seiner Beunruhigung zurück, und Fatme selbst, die gegen ihr Geschlecht nicht allzu nachsichtsvoll war, lernt auf ihre eignen Ankosten, daß man nicht immer nach dem Schein urtheilen müsse.

In dieser Erzählung ist mehr Aktion, mehr Fortgang, als in der ersten; sie enthält viel glückliches Detail. Ich will nur das Ende einer Beschreibung von Georgien anführen. „Dies ist das angenehmste, das gemäßigteste

Clima des fruchtbaren Asiens; aber so schön hier auch die Natur lächelt, so verbreitet sie ihre Pracht doch nur vergebens. Der Despotismus, den ewiger Argwohn im Schooße der Weichlichkeit beunruhigt, und den sein eigener Schrecken grausam macht, verwüstet diese schönen Gegenden; alle Menschen werden hier als Sklaven geboren. Die Weiber, deren Schicksal es mit sich bringt, an allen Orten unglücklicher zu seyn als ihre Tyrannen, sind hier auf einmal Sklavinnen des Regenten, ihrer Väter, ihrer Männer, und Schlachtopfer der Sitten. Wie beklag' ich dich, Ziryile! der Geiz wird einen Preis setzen auf deine Reize!"

Kurze Nachrichten.

I.

Eloge de Suger, Abbé de St. Denys, Ministre d'état, & Regent du Royaume sous le regne de Louis le Jeune. Par Mr. l'Abbé Jumel, in 8. à Paris 1779.

Ebenfalls eine Lobrede auf diesen berühmten Mann, die aber, wie der Verf. sagt, nicht mit den übrigen um den Preis gekämpft. Non communicabo cum Electis eorum ist die Aufschrift derselben. Er behandelt darin die Geschichte des unglücklichen Abelards und Heloisens etwas weitläufiger und nachsichtsvoller gegen Suger, wiewohl das Verfahren des Ministers gegen dieses unglückliche Paar auch in der vorigen Lobrede auf eine edle und für ihn nicht unrühmliche Art gezeichnet ist.

Eloge de Jean Jacques Rousseau, par M. D.

L. C. Avocat. Brochure in 8. à Paris

1779.

Beschäftiget mit der Jurisprudenz aus Wahl des Standes, und mit der Litteratur aus Geschmack und zur Erholung, wollte der Verfasser nur einige Blumen auf das einsame Grab des Philosophen von Genf streuen, und dadurch die heilige Pflicht der Erkenntlichkeit erfüllen. „Erhabner und tugendhafter Schriftsteller, rufe er aus, ja, du bist mein Wohlthäter gewesen; du hast mehr für mich gethan, als ein Reicher hätte thun können, der nichts als Gold zu geben hat, als der angesehenene Mann, der nichts giebt als leere Gunstbezeugungen: du hast meine Seele aufgerichtet in der Traurigkeit; du hast sie stark gemacht wider Unglück und Ungerechtigkeit; du hast sie mit einer sanften Empfindsamkeit durchdrungen; du hast sie gereinigt: ja ich lege dieses Geständniß freywillig ab: ich bin dir sowohl meine Freuden als meine Tugenden schuldig.“ Der Verf. durchgeht die geschriebenen Grundsätze Rousseaus, und sucht die Widersprüche, die man zwischen verschiedenen zu bemerken meynt, und oft selbst zwischen der Moral dieser Werke und dem Betragen ihres Verfassers zu vereinigen und zu rechtfertigen. Den litterarischen und philosophischen Theil seiner Werke hat Herr de L. C. etwas zu leicht behandelt. Doch er wollte ja auch nur einige Blumen auf das Grab eines Mannes streuen, dem er seine Tugenden und seine Freuden zu danken hat.

3.

Aux Manes de Voltaire, Dithyrambe qui a remporté le Prix au Jugement de l'Académie Française en 1779. à Paris.

Die Eloge von Voltaire, welche von der Akademie zum Preis in der Poesie ausgesetzt wurde, mußte nothwendig die Aufmerksamkeit des Publikums erregen, und die undurchdringlichsten Schatten, in welche sich der Verf. der Dithyrambe eingehüllt, hat die Neugierde sehr lebhaft gereizt. Das Publikum, welches das Geheimniß eben nicht liebt, hat sich allen Arten von Muthmaasungen über den bescheidenen Schriftsteller überlassen, der sich so verbarg, und ist endlich bey der, wie mit allem Recht, stehen geblieben, welche ihnen am meisten zum Argwohn Anlaß gab. Man hat glauben wollen, die Dithyrambe sey von einem Schriftsteller, welcher seines Plazes wegen nicht das Recht hätte, um den Preis zu streiten, der dazu bestimmt sey, Neacheiferung zu erregen, und die Talente junger Dichter aufzumuntern. Ob diese Vermuthung gleich eben nicht unmöglich ist, so können drum doch noch viele Ursachen Statt finden, warum der Verfasser hinter dem Vorhange bleibt. Uebrigens hat das Werk nicht den Anschein, als wenn es von einer sehr geübten Hand wäre. Vermuthlich hat der Verfasser den Charakter der Dithyrambe nicht genug gefaßt, weil er seinem Werke diese Benennung giebt. Bey den Alten war Dithyrambe ein Gedicht von hinreißendem Strom, befreit von allen Regeln und allem Zwang, voll Schwung und Einbildungskraft, und von dem kühnsten und figurlichsten Ausdruck. Diese Benennung kann also keinem Gedichte zukommen, das einen weislich gewählten, aber simplen und ruhigen Gang, einen edeln Ton, aber wenig Erhabenheit, eine schöne Diction, aber keine Kühnheit in

in Figuren und Bewegungen hat. Doch wir wollen uns nicht allein beim Titel aufhalten. Der erste Gedanke des Verfassers ist gut. Er stellt den Voltaire vor, wie er von einem fühlbaren Volke gekrönt wird, und selbst im Augenblick dieses Triumphs stirbt, des rührendsten, rühmlichsten Triumphes, den ein Gelehrter seit Griechenlands schönen Tagen jemals genossen. Schade, daß die Ausführung dem Gedanken nicht ganz entspricht! Dieses Gedicht hat seine Schönheiten, aber auch seine großen Fehler. Eine schöne Stelle daraus ist folgende, wo er von Voltaires historischen Werken redet:

Des siècles écoulés il remonte le Cours;
 Invoque aux pieds des Rois, d'une voix attendrie,
 Les droits qu'atteste envain l'humanité flétrie,
 Droits toujours réclamés, & méconnus toujours,
 Il montre aux Nations, lentement éclairées,
 De leurs longues douleurs les sources réverées,
 Les Préjugés cruels, longtems dominateurs,
 L'autorité sans frein, les loix sans protecteurs,
 La superstition qui, forgeant des entraves,
 Pour enchaîner le maître, enchaîne les esclaves,
 Et qui s'environnant de l'ombre des autels
 Ose attacher aux Cieux la chaîne des mortels.

Dieses letzte Bild ist nach dem Homer, aber sehr schönert. Ueber die Wahrheit desselben wollen wir hier nicht urtheilen; genug die Stelle ist schön, und verdiente den Beyfall der Akademie.

4.

L'amour françois, Comedie en un Acte & en Vers, par M. Rochon de Chabannes. Représentée pour la première fois sur le theatre de la Comedie françoise, le 17. Avril 1779. à Paris 1779.

Man findet in diesem Stück ebenfalls die feinen, muntern und angenehmen Züge, die dem Verfasser schon in seinem Heureusement geglückt haben, und bey den Franzosen immer Glück machen werden. Diesen hat auch dieses kleine Lustspiel die Aufnahme zu danken, die es gehabt hat. Die Intrigue ist schwach, aber die Verse sind gut. Ein junger Lieutenant ist in die Witwe eines Feldmarschalls verliebt; sie liebt ihn wieder, und seine Mutter und sein Oheim billigen seine Wahl. Nur will der Oheim, der ein alter Soldat und ein Freund seines Handwerks ist, daß es der junge Herr Lieutenant auch noch ein wenig studiere, und also in seine Garnison zurückreisen solle. Unser Liebhaber, der große Lust gehabt bey seiner schönen Witwe zu bleiben, hat noch für ein halbes Jahr Urlaub bekommen. Aber der Oheim verlangt, daß ein Soldat im Krieg und Frieden nützlich seyn müsse, und erhält vom Minister die Erlaubniß, seinen Neffen mit nach Petersburg zu nehmen, wohin er in Staatsgeschäften gehen muß. Der Herr Lieutenant macht dawider seine großen Einwendungen, und hat auch sogar seine Geliebte zu bekämpfen, die der Oheim auf seine Seite gezogen, mit der Vorstellung, er müsse erst Gelegenheit haben sich zu zeigen, um ihre Hand zu verdienen. Der junge Herr willigt endlich in die Abreise, falls er vorher seine schöne Witwe heirathen kann. Der Oheim sperrt sich dagegen gewaltig, und zeigt

zeigt die Unschicklichkeit einer Heyrath zwischen einem lieutenant und der Witwe eines Feldmarschalls; doch willigt er darein, unter der Bedingung, daß die Heyrath geheim gehalten werde, bis sein Neffe gestiegen, und seine Heyrath mit ihr bekannt machen könne. Diesen Vorschlag verwirft der sonst so feurige Liebhaber, und will lieber seiner Geliebten entsagen, wenn ihr sein Name, seine Liebe, seine Aussichten, nicht hinlänglich scheinen, um ihn öffentlich für ihren Gemahl zu erklären. Diese edle Denkungsart rührt das Herz der Witwe; sie willigt ein ihm ihre Hand zu geben, und der Oheim ist es auch zufrieden. Wie sie so mitten im Vergnügen sind, kommt ein Brief vom Obersten des Herrn lieutenants, welcher ihn zurückruft, mit der Nachricht, daß der Krieg erklärt sey, worüber er sich freut, um Ruhm einzuernsten zu können. Preville und seine Frau, Mole und Mlle. Doligny sollen dieses kleine Stück vortrefflich gespielt haben. Man hatte Previllen in der Rolle des Barons gar nicht erwartet; doch dieser vortreffliche Schauspieler paßt fast in jede komische Rolle. Aus Privatnachrichten weiß ich, daß das Pariser Publikum mit seinem Verlust bedroht wird.

Der Verfasser hat außer l'amour françois und Heureusement, noch folgende Stücke geschrieben. — La Manie des Arts, en un Acte & en prose. — Hilas & Silvie, en un Acte & en Vers. — Les valets maîtres de la Maison, en un Acte & en Prose — Les Amans genereux, en 5 actes & en Prose.

5.

Traité des Testamens, Codiciles, Donations à cause de mort, & autres dispositions de dernière voloné, suivant les principes & les décisions du Droit Romain, les Ordonnances, les Coutumes & Maximes du Royaume, tant des pays de droit écrit que coutumier, & la Jurisprudence des Arrêts par Jean Baptiste Furgole, Avocat au Parlement de Toulouse. Nouvelle édition, revue, corrigée & augmentée sur le Manuscrit de l'auteur. 3 Vol. in 4. Prix rel. 36 liv. à Paris, 1779.

Im natürlichen Zustande giebt es kein Eigenthum: Alles ist da gemeinschaftlich, Alles gehört Allen. Im gesellschaftlichen Zustande hingegen, wo die Menschen der Gemeinschaft der Güter entsagen, unterwerfen sie sich dem bürgerlichen Gesetze, welches ein Eigenthum bestimmt, und es nach Willkühr vertheilt. Vermöge selbigem kann der Mensch ein Eigenthum erwerben, und es sein ganzes Leben hindurch behalten, und in Frieden genießen; vermöge selbigem übt er noch jenseits des Grabes über die Güter, deren Eigenthum ihm entwischt, und dessen ihn der Tod beraubt, eine Art von Herrschaft aus: das Gesetz theilt dem Sterbenden die Macht mit, über einen Theil dieser Güter nach Gutbefinden zu schalten. Aber immer aufmerksam auf die Aufrechthaltung der Gerechtigkeit und der Sitten, muß es den Mißbräuchen einer Macht zuvorkommen, die der Gesellschaft unheilfam werden kann. Wenn ein Testator nur aus Nachsicht oder aus einer blinden Liebe handelt; wenn er entweder durch die List einer Frau oder Beyschläferinn, oder durch die Verführung eines Fremden oder Verwandten unter-

unterjocht wird, alsdenn weiß das Gesetz seinem letzten Willen einen Zaum anzulegen; es umgiebt ihn mit Fesseln; es vervielfältiget die Formalitäten; es ruft Zeugen und Notarien zu seinem Todesbette hin; es erfordert, daß er das Testament, welches die Rechte, die der Natur nach mit ihm aufhören sollten, auf Andere fortpflanzt, eigenhändig unterzeichne. — Unter allen Theilen der Gesetzgebung ist vielleicht der Theil von den Testamenten der schwierigste und dunkelste. Man hat, vermöge der Zeiten und Orter, Veränderungen damit vorgenommen: die gegenwärtigen Reiche, die nichts als eine Vereinigung kleiner Staaten sind, die ehemals für sich allein bestanden, oder mit andern, von dem unsrigen sehr verschiedenen vereiniget waren, haben, jedes, ihre alten Gebräuche beybehalten. Mitten unter ihnen hat sich das römische Recht empor gehoben, welches in den verschiedenen Epoken der Regierung der Kaiser und der Consuln selbst unendliche Modifikationen angenommen. Die Könige von Frankreich haben dieses Chaos aufhellen wollen; aber ihre mit eben so viel Ausnahmen als Generalverordnungen überladenen Ordnungen, haben kaum eine Skizze von so einem Werke ausgemacht. Was soll nun bey gegenwärtiger Lage der Sachen ein Rechtsgelehrter thun, wenn er eine so verworrene Materie mit Nutzen behandeln will? — Er muß auf das ursprüngliche Gesetz zurück gehen; den Gang desselben Jahrhunderte hindurch verfolgen; die Urtheile der Richterstühle, und die Meynungen der Commentatoren, zusammensammeln, um sie mit einander zu vereinigen, oder ihre Irrthümer ans Licht zu stellen; jeden Gegenstand unter seine gehörige Klasse, und diese Klassen in die faßlichste Ordnung bringen; endlich bestimmte und deutliche Grundsätze festsetzen, die der Unerfahrenheit zum Faden dienen, wenn sie genöthiget ist, dieses Labyrinth zu durchlaufen. Dieses hat M. Furgole zu unternehmen gewagt

wagt und ausgeführt. Die erste Ausgabe seines Werks ward von allen Rechtsgelehrten sehr gut aufgenommen: zween Buchhändler, der eine in Lyon und der andere zu Times, haben es nachgedruckt. Die neue Ausgabe, die wir hier ankündigen, ist vom Verfasser sehr verbessert worden.

6.

Marine Militaire, ou Recueil des differens Vaisseaux qui servent à la Guerre, suivi des manoeuvres qui ont le plus de rapport au combat, ainsi qu'à l'attaque & la defense des ports par Ozanne l'ainé, Dessinateur de la Marine. Vol. in 4. contenant 50 gravures. Prix broché 6 liv. & relié 8 l. à Paris 1779.

Um dieses Werk der Fasslichkeit einer größern Anzahl von Personen anzupassen, hat der Verfasser, so viel es die Gegenstände erlaubt haben, das, was bloß für die jungen Officiere ist, von dem zu trennen gesucht, was für Jedermann taugt. Die ersten zwanzig Kupferblätter enthalten die verschiedenen Arten von Schiffen und die übrigen Fahrzeuge, die im Krieg am meisten gebraucht werden, nebst den Definitionen ihrer vornehmsten Eigenthümlichkeiten. Sie sind nach einerley Maassstab gezeichnet, damit man sich von der relativen Größe einen richtigen Begriff machen könnte. Der Verfasser hat sich auch der nemlichen Figuren bedient, ihre verschiedenen Manöuvres zu zeigen. Diese Manöuvres und die Tauerwerke sind unten auf jeder Seite erklärt. Er hat auch eine Tabelle beigefügt, welche das Maass, die Artillerie, und die Ausrüstung jeder Art von Schiffen anzeigt, die man hier durch die Anzahl ihrer Kanonen un-

terscheidet. Das Werk beschließt sich mit einigen Blättern, auf deren einem man die Ordnung und den Gang der Schiffsarmeen sieht; auf dem andern den Raum, den die Geschwader auf der Streitleinie und in allen ihren Bewegungen einnehmen; das dritte endlich erklärt die vornehmsten Ausdrücke der Marine, deren sich der Verfasser in den vorhergehenden zu bedienen, genöthiget gesehen. Der Verfasser dieses Werks ist ein Ingenieur der Marine, der dem König und den Prinzen, seinen Brüdern, in dieser Wissenschaft Unterricht ertheilt hat.

7.

Abregé portatif de l'Histoire Universelle, Sacrée & Profane, pour l'instruction de la Jeunesse, divisé en trois parties; l'Histoire des Juifs, l'Histoire ancienne, & l'Histoire moderne; par M. l'Abbé Pernin de Chabanette. 3 Vol. in 12. à Paris 1779.

In dem ersten Bande dieses Werks findet man die Geschichte des jüdischen Volks; im zweiten die alte Geschichte, die Geschichte der Römer ausgenommen, die besonders behandelt werden muß, wie der Verfasser will; und im dritten das Ende der neuern Geschichte, das heißt, vom funfzehnten Jahrhunderte an, bis auf die gegenwärtige Zeit. Die ganze Geschichte ist in Bossuets Manier gearbeitet, obgleich der Verfasser in einigem Betracht unter ihm ist. Die Freymüthigkeit, mit der er über die Misbräuche seiner eignen Religion spricht, ist lobenswerth.

8.

Essai sur la plus grande perfection possible d'un ouvrage quelconque, par M. Sicard de Roberti, ingenieur ordinaire du Roi. Brochure in 8. à Avignon & à Paris 1779. (Prix 15 Sols).

Der Titel dieses Versuchs kündigt das Vorhaben des Verfassers nicht genug an: seine Absicht ist, die Kriegskunst von dem barbarischen Vorurtheil zu befreien, welches sie zu einem trocknen und schwerfälligen Styl zu verdammen scheint, und zu zeigen, daß die Kriegswissenschaft eher keine schnellen Progressen machen wird, als bis ein glückliches Genie aufsteht, der sie mit glänzendem Colorit, Wiß und Anmuth vorzutragen weis. Der Verfasser hält es für sehr nothwendig in der Kriegstheorie das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Er breitet sich bey dieser Gelegenheit über die drey vornehmsten Seelenkräfte aus, über das Gedächtniß, die Vernunft und die Einbildungskraft, und zeigt, daß jede dieser Seelenkräfte, wenn sie sich selbst überlassen, und von der Behülfe der übrigen entblößt ist, nicht zugleich nützliche und angenehme Ideen hervorbringen kann. Auch die abstraktesten Materien könnten in einem schönen Styl vorgetragen werden; die Anfangsgründe der Kriegskunst nicht ausgenommen. Dieses muß aber die Zusammenstimmung dieser drey angeführten Seelenkräfte bewirken, und, um über trockne Materien angenehm schreiben zu lernen, muß man diese kultiviren. Dieses ist ohngefähr, was Herr Sicard in seinem kleinen Werkchen sagen will.

Uebersetzungen.

I.

Le Paradis perdu, Poème de Milton, traduit en vers françois par M. Beaulton, 2 Vol. in 8. à Paris 1779. (6 Livres broché).

Der größere Theil der französischen Gelehrten sieht die Litteratur der Ausländer mit verächtlichen Blicken an. Ihre große Unwissenheit in allem, was außer dem französischen Horizont ist, macht sie glauben, daß über alle andere Länder noch der dicke Nebel der Barbarey hänge, und daß Frankreich allein die Sonne sey, die bisweilen hindurch bringe und sie erleuchte. Als Bâteux nach Straßburg kam, und daselbst sein Werkchen über die schönen Wissenschaften von Kamler so verbessert und bereichert fand, konnte er noch die Impertinenz begehen und fragen, ob die Musen denn auch über den Rhein gekommen wären? Kaum können sie sich vorstellen, daß außer Frankreich ein gutes Buch zum Vorschein kommen könne; und finden sie eins, dem sie doch nicht alles Verdienst absprechen können, so beurtheilen sie es einzig und allein nach der Art, nach dem Geschmack, wie es der Franzos geschrieben haben würde. Gesner ist vielleicht der Einzige, der das Glück hat, ihnen ganz zu gefallen. Wieland und Göthe sind nicht so glücklich. Und wie Klopstock von ihnen angesehen wird, das kann ich aus einem Briefe darthun, der von einem Gelehrten aus Paris geschrieben worden. „Der Name Klopstock beleidiget das Ohr der Franzosen nicht so sehr, als der Stoff seines Gedichtes ihre Einbildungsraft ermüdet und einschläfert. Die Schönheit seines Gesangs ist für sie ganz

M. S. L. 80. Na verlor

verloren. Und wie könnten sie ihm die so traurige und so abgeschmackte lutherische Mythologie, die Monotonie seiner Farben, und die allzu metaphysische Form aller seiner Bilder, aller seiner Fiktionen verzeihen? Wenn jemand in Frankreich ihm den Tribut der Hochachtung und Bewunderung giebt, den er verdient, so ist's gewiß Diderot. Er hat sich zum Atheisten gemacht, aber die Natur hat ihn zum Dichter geschaffen, und niemand wird von der erhabenen Einfalt der Alten, ohne selbst den Moses und die Propheten davon auszunehmen, mehr gerührt als er.“ —

Man verzeihe mir diese Abschweifung; ich fand sie zu machen nöthig, bevor ich meinen Lesern das Urtheil eines der berühmtesten Modeschriftsteller der Franzosen über Miltons verlornes Paradies mittheilte. Ueber fremde Werke, die sie sich durch Uebersetzungen zueignen, müssen wir ihr eignes Urtheil anhören, um zu sehen, wie sie die Werke der Ausländer ansehen, und wie ihr Nationalgeschmack vom Geschmack andrer Nationen abweiche. Folgendes Urtheil ist von de la Harpe, dessen Präliminar-Räsonnement ich herzlich gern unterschreibe.

Wenn Boileau in dem Gedicht das befreyte Jerusalem nicht leiden konnte, daß die Hölle darinn eine Rolle spielte, die doch immer nur eine sehr untergeordnete Rolle, und so viel poetische Schönheiten aller Arten hat, was würde er wohl von einem Werke gesagt haben, dessen Held der Satan, dessen Stoff der Krieg der Hölle wider den Himmel ist, nebst dem Entwurf den ersten Menschen zu verführen, um den Schöpfer zu bekämpfen? unstreitig hätte er die beyden Verse der Art Poétique wiederholt:

Der Religion schreckhafte Geheimnisse
Sind fröhlicher Verschönerungen unfähig *).

Wenn

*) De la Religion les mysteres terribles
D'ornemens egaiés ne sont point susceptibles.

Wenn man darüber nachdenkt, so wird man finden, daß dieser treffliche Kopf nicht Unrecht hatte, und daß das Wunderbare unserer Religion nicht wohl an die Stelle des Wunderbaren der alten Mythologie gesetzt werden kann. Letzteres beschäftigte die Einbildungskraft und die Sinne; jenes entwirrt dem Gedanken, und kann die Vernunft nur verwirren. Die Götter der Griechen, die Götter des Homers und des Virgils waren unstreitig höhere Wesen als der Mensch, aber sie hatten viel Menschliches an sich. Es waren vermischte Wesen, der Einbildungskraft eines Dichters so günstig, als der Vernunft eines Philosophen entgegen. Sie waren körperlich, aber ohne körperliche Schwachheiten, und konnten ihre äußere Gestalt verändern, wenn und wie sie wollten. Sie konnten verwundet werden, aber das Diptamkraut war ein göttliches und unfehlbares Mittel für ihre Wunden. Sie fochten wider einander. Sie konnten überwinden und überwunden werden. Sie hatten menschliche Leidenschaften, und waren doch immer bereit das Laster zu bestrafen, und die Tugend zu belohnen. Jeder von ihnen hatte ein gewisses Maaß von Macht, welches ein anderer bestreiten konnte. Jupiter hatte mehr als alle, aber er selbst war dem ewigen und unvermeidlichen Schicksal unterworfen, dessen dunkle und unbestimmte Grundursache den Phantasien und Erfindungen des Dichters, noch immer eine freye Laufbahn gestattete. Es ist klar, daß sie von solchen Agenten die nemlichen Vortheile, die nemlichen Eindrücke von Hoffnung und Furcht, von Liebe und Haß, haben konnten, als von bloß menschlichen Personen. Es fand damals eine nothwendige und unendlich glückliche Gemeinschaft des Menschen mit der Gottheit Statt. Diese Gottheit war, so zu sagen, nur die Vollständigkeit und Vollkommenheit der menschlichen Natur. Die Menschen konnten durch Tugenden und große Handlungen darnach trachten.

trachten. Die Halbgötter waren Mittler zwischen der Erde und dem Olymp, sie brachten sie einander näher, und selbst dieser Jupiter, sein Olymp, sein Ambrosia von Hebe aufgetischt, seine von einem Adler getragenen Pfeile, alles bot dem Winsel des Dichters fühlbare und materielle Gegenstände dar, und nie wird man für die dramatischen Formen, welche jede große Poesie befeelen sollen, etwas vortheilhafteres erfinden.

Selbst die Fabeln der Morgenländer, ob sie gleich weit unter den Fabeln der Griechen sind, jene guten und bösen Genien, jene Divi und Peri, konnten noch eine Quelle von Interesse öffnen, weil eine Gradation von bestimmter Macht unter allen diesen unsterblichen Wesen Statt fand; weil die Geister, die wider Gott rebellirten, in allem den himmlischen Geistern untergeordnet, und unter sich gewissen Gesetzen, gewissen Nothwendigkeiten unterworfen waren; und weil endlich ein Weiser, der das Perschaft des Salomons besaß, worauf der Name Gottes geprägt war, Herr über beyde seyn konnte. Diese Fabeln hatten unstreitig weder Mannichfaltigkeit noch Reichthum, noch den großen Sinn der griechischen Fiktionen und Allegorien; aber der Geist der Romanenschreiber, der Erzähler, der Dichter, konnte sich mit ihnen herumtreiben und sie benutzen: die arabischen und persischen Märchen sind der Beweis davon.

Mit dem Christenthum ist es nicht so. Seine Wunder sind nicht Fabeln, aber Geheimnisse. Alles ist darin streng metaphysisch. Gott ist Alles, und das Uebrige ist nichts. Wenn ich fragte, warum Gott, der den Fall des Menschen, den er eben erschaffen hatte, vorher sah, zuließ, daß die Schlange ihn verführte, so würde man mir mit dem heiligen Paulus antworten: *o altitudo!* und das höchste Wesen ist niemandem von seinen Geheimnissen

Geheimnissen Rechenschaft schuldig. Es ist genug, daß uns die Offenbarung gebietet zu glauben. Wenn ich aber das Recht nicht habe den Theologen zu fragen, so habe ich das Recht den Dichter zu fragen, der mir von allen Mitteln, deren er sich bedient, mich zu rühren und einzunehmen, Rechenschaft schuldig ist, und der zu seinem Zweck nicht gelangen kann, wenn er meine Vernunft zu sehr empört. Ich habe das Recht ihm zu sagen: wie? Engel haben wider Gott streiten können, der mit einer bloßen Wirkung des Gedankens sie vernichten konnte? der Ausgang des Streits hat können zweifelhaft seyn, und der Sohn Gottes mußte auf seinen Wagen steigen, den Sieg zu entscheiden, und den Satan zu stürzen? reine und unkörperliche Wesen haben sich mit materiellen Waffen geschlagen, haben Berge ausgerissen, und die Artillerie der Himmel losdonnern lassen? Satan wird in der Hölle in Fesseln gelegt, und darf doch frey herausgehen und in das irdische Paradies kommen? Er betriegt den Engel, der beim Eingang in den Garten Ewige Wache halten soll, und entwischt seinem Blick. Wie will man, daß ich diesen widersprechenden Suppositionen Gehör geben soll, und was sind zwölf Gesänge, die auf so viel Inkonsequenzen gegründet sind? Was ist eine Handlung, deren Scene in Gegenden der Einbildungskraft vorgeht, deren Helden meist intellektuelle Wesen, deren Begebenheiten unerklärbare Geheimnisse sind, und wo sich mein Geist unaufhörlich in dem Unendlichen verliert, ohne sich an etwas fest halten zu können? Die Poesie soll mir schildern, was ich begreifen, zulassen, oder annehmen kann. Der Gott der Christen ist für einen poetischen Helden zu groß. Ich sah den Jupiter gern in seinen goldenen Wagschalen das Schicksal der Griechen und der Trojaner, des Achilles und des Hektors abwägen; wenn aber der Sohn Gottes aus einem Schranke des hohen Himmels jenen großen Kompaß herausnimmt,

nimmt, womit er den Umfang der Welt bestimmt, so kann mir dieses Bild, welches groß seyn soll, nicht anders als falsch vorkommen. Er mißt mit seinen Gedanken, und der Dichter hat nicht eingesehen, daß der Kompaß, so groß er auch seyn möchte, doch immer in den Händen des Schöpfers sehr klein scheinen muß.

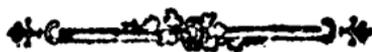
Wenn es in Sachen des Geschmacks erlaubt ist, seine Meinung ganz frey zu sagen, ohne sie für ein Gesetz ausgeben zu wollen, so gestehe ich, daß ich, wider Addison und Pope, die als Engländer etwas verdächtig sind, und wider diejenigen von meinen Landsleuten, die wie sie denken, und als Anglomanen auch verdächtig sind, weit entfernt bin, Milton als einen Mann anzusehen, der einem Homer, einem Virgil, einem Tasso, an die Seite gesetzt zu werden verdiente; ich sehe ihn als ein rohes und kühnes Genie an, das einen außerordentlichen Plan zu ergreifen gewagt, und das in einen bisarren Stoff hin und da Züge einer sombern Energie, erhabene Gedanken, und einige Stellen von einem glücklichen Naturell, hineingebracht hat. Ich überlasse den englischen Kritikern seinen Styl zu beurtheilen; man wirft ihm Härte, Unkorrektheit und sogar Barbarey vor, und nach ihrem eigenen Beständnisse ist er von der Reinheit und Eleganz weit entfernt, wozu die englische Sprache einige Zeit nachher unter der Regierung der Königin Anna gelangte. Aber die Beschreibung des Rathes der Dämonen, und der verschiedenen Gestalten, die sie annehmen, die Kommunikationsbrücke aus der Hölle auf die Erde, und die Genealogie des Todes und der Sünde, alles das scheint mir mehr für die Reißfeder des Callot als für den Pinsel des Raphaels gemacht zu seyn. Die langen Reden, die langen Gespräche, die langen Erzählungen, die kalten Episoden, alle diese Fehler, verbunden mit dem Stoff selbst, machen für mich das verlorne Paradies zu

zu einem sehr wenig interessanten Werke, obgleich sein Verfasser mir kein gemeiner Mensch zu seyn scheint. Das Gemälde von Adam und Eva im Augenblick nach ihrer Erschaffung, wo das erste Gefühl der Existenz in ihnen erwacht, und ihr erster Blick auf die Natur um sie her fällt, die sie umgiebt, dieser Gegenstand ist neu, und ein Originalgemälde; es ist von Milton vollkommen ausgeführt worden, und das allein ist hinreichend zu beweisen, daß er Genie hatte. Aber ein Fragment ist kein Gedicht, und durch diese Stelle selbst empfindet man, was dem Ganzen mangelt.“

Ich übergehe hier die einzelnen Kritiken über gewisse Stellen, die ohnedies mehr eine Parallele zwischen der Uebersetzung des Herrn Beaulton und der Uebersetzung des jüngern Racine ist; welche Herr de la Harpe der erstern vorzieht. Auch hat Voltaire, sagt der Verfasser, einige Stellen seines Pinsels würdig gefunden, Welche Ehre für Milton!

2.

Von der Histoire universelle depuis le commencement du monde jusqu'à present, composée en anglois par une société de gens de lettres nouvellement traduite en françois ist 1779 in Paris der neunte Band erschienen.



A n h a n g.

Schreiben an Herrn Professor de Saussüre, über die Mittel, die man anwenden müsse, taube und stummgeborenen Kindern die Sprache zu geben.

Genf, den 10ten April 1779.

Sch habe die Ehre diesen Versuch, über die Kunst Stummen die Sprache zu geben, an einen in der Republik der Wissenschaften sich auszeichnenden Gelehrten, an einen Beschützer der Wissenschaften unter uns, und an den Präsidenten der Commission der Künste zu richten.

Es ist ungefähr 18 bis 19 Jahr (1759), daß einer meiner Freunde (Monsieur de la Grange), bey seiner Zurückkunft von Paris nach Genf, mir als eine ganz wunderbare Sache erzählte, daß, ich weiß nicht wer? in Paris einem taub- und stummgeborenen Kinde die Sprache gegeben hätte, welches der Akademie der Wissenschaften vorgestellt worden, indem es schon große Progressen gemacht hatte; aber die Blattern rafften es im achten Jahre hinweg.

Seiedem hatte ich nichts mehr davon gehört, daß man dieses Werk der Liebe und Barmherzigkeit fortgesetzt hätte; indessen habe ich immer an die Möglichkeit geglaubt; ich dachte bey mir, stumme Kinder sind immer taub, und der Fehler, daß sie nicht reden können, kommt daher, daß sie nicht hören. Da nun die Kinder hören müssen, ehe sie reden, so argwohnen die Mütter und Wärterinnen oft nicht, daß ihnen das Gehör mangle,
und

und erheben daher ihre Stimme nicht über den gewöhnlichen Ton; ein wenig mehr Aufmerksamkeit von ihrer Seite könnte diesem Unglück zuvorkommen.

Dies, mein Herr, sind die Betrachtungen, die ich in diesem Zeitraum angestellt habe; ich wartete nur, bis ich meine Handlung aufgegeben hatte, um meinen Absichten Genüge zu leisten. Verwichenen letzten April hörte ich, daß ein Wagner, der sieben Kinder hat, wovon zwey Mädchen von 13 und 14 Jahren das Unglück haben stumm geboren zu seyn, einen Operator hatte kommen lassen, der sich rühmte, er wolle ihnen Gehör und Sprache geben; da er aber seine Kinder keiner Gefahr aussetzen wollte, so wendete er sich an einige unserer Chirurgen, welche, nachdem sie die Mittel dieses Operators untersucht hatten, erkannten, daß er nichts verstehe, und daß er sie durch seine Operation erwürgen könne.

Ich hatte den Muth mit der Aeltern einen Versuch zu machen, die mir immer die Möglichkeit eines guten Erfolgs beweist, weil sie schon ziemliche Progressen gemacht.

Ich bat Sie (den 24sten April 1777), mir die Ehre zu erweisen, der funfzehnten oder sechzehnten Lektion beizuwohnen, weil ich wünschte, einen Mann von Ihrem Charakter zum Zeugen zu haben, der den Zustand, worinn ich sie zu mir genommen hatte, beurtheilen könnte; ich habe seitdem fortgeföhren, ihr täglich eine Lektion zu geben; und ich habe die Zufriedenheit zu sehen, daß sie, ungeachtet meiner öftern Abwesenheit, woran Beschäftigungen auf meinem Landgute Schuld sind, schon so weit gekommen ist, theils durch Schreiben und Lesen, theils durch die Art sich auszudrücken, das Nothwendige fordern zu können.

Sie sind der erste gewesen, mein Herr, der vom Abbé de l'Épée mit mir gesprochen. Seitdem habe ich aus der berner Zeitung vom 30sten May erschen, daß ihn der Kaiser mit einem Besuch beehrt hat. Auch habe ich in dem Journal der typographischen Gesellschaft von Lausanne im letzten Monat Julius gelesen, daß Mr. l'Abbé Deschamps, Kapellan bey der Kirche von Orleans sich diesem Geschäfte gewidmet *).

Ich schmeichle mir nicht ihnen gleich kommen zu können, da ich weder so viel Talente, noch so viel Gelehrsamkeit habe, als Sie. Ich weiß auch nicht, was für Mittel sie angewendet haben, sich verständlich zu machen, aber nachdem ich alle meine Kräfte angestrengt, die Stimme zu erheben, und mich des Sprachrohrs bedient hatte, das man den Uebelhörenden ans Ohr setzt, ohne daß ich es so weit hätte bringen können, daß ein deutlicher Schall ihr Trommelfell getroffen hätte, so habe ich bedacht, daß es mir in nichts glücken würde, wenn ich nicht das, was ich ihr sagen wollte, wohl charakterisirte, und daß ich sie mit den Augen reden lehren müßte. Meine ersten Lektionen bestanden darinn, daß ich sie die fünf Selbstlauter aussprechen ließ, hernach einige Buchstaben, aus welchen ich Sylben formirte, die ich sie lesen und schreiben ließ. Wenn die Schrift bey einer solchen Unternehmung äußerst nothwendig ist, so ist es auch wichtig,

*) Der P. Ponce, ein Spanier, der 1584 gestorben ist, wird für den Erfinder der Methode gehalten, Stumme sprechen zu lehren. Im letzten Jahrhunderte, haben sie Herr Wallis in England und Herr Ammann in Holland gelehrt. Die berner Zeitung vom 23sten Jänner benachrichtiget uns auch, daß der Churfürst von Sachsen den Herrn Heinicke von Hamburg als Direktor eines Instituts für Taube, Stumme und andere, die eine schwere Zunge haben, nach Leipzig berufen habe.

wichtig, ihnen die Gegenstände zu zeigen, die man sie will aussprechen lehren, als Brod, Wein, Früchte und so weiter.

Das Bestreben ist mühsam und die Unternehmung langweilig. Meine Schülerin hat viel Fähigkeit, was man ihr begreiflich macht, zu fassen, aber das Mädchen ist zu alt; ihre Zunge ist durch die Unthätigkeit, in der sie bisher gewesen, zu plump und zu schwer geworden; ich habe bemerkt, daß sie nur mit dem Gaumen redet.

Es wäre also besser, wenn diejenigen, die nach mir mit einer solchen Unternehmung einen Versuch machen wollen, solche stumme Kinder in ihrem siebenten und achten Jahre zu sich nähmen, und zwar in Pension nähmen, da man zu allen Zeiten des Tages Gelegenheit hat, sie etwas zu lehren; ich habe das nur die letzte Weinlese über gesehen, da ich sie ungefähr einen Monat bey mir behalten. Weil aber der strenge Winter und meine Beschäftigungen mir nicht erlaubten, den Unterricht mit ihr gehörig fortzusetzen, so übertrug ich meiner jüngsten Tochter, einem Mädchen von dreizehn Jahren, die Lektionen mit ihr zu wiederholen; und diese hat ihr sogar mit Befolgung meiner Methode verschiedene Worte beygebracht.

Ich beweise also die Möglichkeit der Unternehmung und des glücklichen Erfolgs, den man von dieser Erziehung erwarten muß, mit dem Versuch, den ich gemacht habe, und ich erbiete mich, meinen Unterricht der Generalcommission der Gesellschaft zur Ausmunterung der Künste in der Republik Genf zu zeigen *); mein Plan ist,

*) Ich thue dieses Anerbieten jedermann, der den Wunsch hat, einer meiner Lektionen beizuwohnen. Ich theile mit meinen Compatrioten den Wunsch, der Menschheit und

ist, ihn so weit zu treiben, als meine physischen Kräfte und die Ihrigen es erlauben werden, indem ich wünsche, sie in den vornehmsten Lehren der Religion zu unterrichten, und sie darinn so weit zu bringen, daß sie das heilige Abendmahl empfangen kann.

Ich habe also das süße Vergnügen zu beweisen, daß, wenn man auch diese Mitbürger, welche das Unglück haben, taub- und stummgeboren zu seyn, dem Staate nicht wieder geben kann, man sie wenigstens ihnen selbst wieder giebt.

Ich habe die Ehre mit aller möglichen Ehrerbietung zu seyn

Ihr

gehorsamster Diener

J. Louis Robillard.

und besonders der unglücklichen Menschheit nützlich zu seyn; und dieses ist die Ursache von der Bekanntschaft dieses Briefes; seitdem er geschrieben worden, hat das junge Mädchen im Schreiben große Progressen gemacht, und fängt schon an etwas zu lesen. Ungeachtet meine tägliche Lektionsstunde öfters unterbrochen wird, und ihre Zunge sehr ungeschickt ist, habe ich es doch schon so weit gebracht, daß sie mehr als sechshundert Worte aussprechen kann, deren Bedeutung sie kennt. Sie spricht auch schon das Vater Unser. Aber die Töne kommen alle nur vom Gaumen her, und der Grad der Taubheit scheint der nemliche zu seyn: denn acht Schritte hinter ihr habe ich eine Pistole losgeschossen, und sie hat nichts davon gehört.

